Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

40. Jahrg. Scottdale, Pa., 3. Oktober 1917. No. 40.

Der Mensch denkt — Aber Gott lenkt

Wenn ihr stille bliebet, würde euch geholfen.
Jes. 50, 15.

Mache mich stille, wenn Menschen mich loben,
Mache mich stille, wenn Menschen streiten,
Mache mich stille, wenn Menschenzungen
Pein mir und bitteres Herzweh bereiten.

Mache mich stille in Freudenstunden,
Mache mich stille in Trübsalstagen,
Mache mich stille, wenn unverstanden
Ich hier mein Kreuz durch die Welt muß tragen.

Mache mich stille, wenn Sorgen nahen,
Mache mich stille, wenn Stürme wehen,
Mache mich stille, wenn Unruhwogen
Drohend über das Haupt mir gehen.

Mache mich stille in Leidenstiefen,
Mache mich stille im Tal der Schmerzen,
Jesus, in bösen und guten Tagen
Mache mich stille an deinem Herzen.

„Aus der Quelle", von H. v. Redern.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Alles dein.

Alles, alles, was ich habe,
Ist, Herr Jesu, deine Gabe,
Und ich bin dein Eigentum.
Darum soll dir auch mein Leben
Ganze, volle Ehre geben,
Preis, Anbetung, Dank und Ruhm.

Was ich Gutes darf genießen,
Dir leg ich es, Herr, zu Füßen,
Denn ich selber bin's nicht wert;
Und an mir ist nichts auf Erden,
Was geliebt, gelobt kann werden,
Dir gebührt's, daß man dich ehrt.

Drum laß so vor dir mich wandeln,
So in allen Dingen handeln,
Daß man dich darinnen sieht,
Sich dein Leben offenbare,
Das helleuchtende und klare,
Vor dem alles Finstre flieht.

Blicke du aus meinen Augen,
Eigne Worte, die nicht taugen,
Nimm von meinem Munde fort;
Du mußt selber aus mir reden,
Liebend, tröstend, Herr, für jeden,
Ueberall, sei's hier, sei's dort.

Dazu schaffe, daß mein Leben
Völlig sei dahingegeben,
Wahrhaft in den Tod getauft;
Ja, mit dir ans Kreuz geschlagen,
Möchte, ich keinen Stempel tragen,
Als nur den: „Dem Lamm erkauft!"

Ein Segen.

Vor etwa 250 Jahren war in England eine Zet großer Revolution und innerer Unruhen. Sowohl im Staate wie in der Kirche standen sich die Parteien schroff gegenüber und bekämpften sich gegenseitig mit dem wechselnden Glück der Waffen. Als eine Zeitlang die protestantische Kirche die vorherrschende war, entstand innerhalb derselben eine große Spaltung, aus der zwei Kirchen hervorgingen, die sich auch mit den Waffen bekämpften. Die anglikanische oder Hochkirche, welche unter der Königin Elisabeth ihre feste Gestalt erhielt, die sie jetzt noch trägt, wird von Erzbischöfen und Bischöfen regiert und hat überhaupt in ihrer Verfassung und in ihren gottesdienstlichen Formen vieles aus dem Katholizismus beibehalten, obwohl sie auf dem reinen Worte Gottes steht. Die Presbyterianer, früher Puritaner genannt, hassen dagegen alles äußere Zeremoniell, ihr Gottesdienst besteht einfach in der Predigt des Wortes Gottes mit Gebet und Gesang, und ihre kirchlichen Angelegenheiten werden durch gewählte Kirchenälteste geleitet. Zu ihnen gehörten meist die ernsteren Geistlichen, die das Wohl ihrer Gemeinden und der einzelnen Seelen auf dem Herzen tragen. Der Hochkirche gehörten der Hof und die meisten Großen des Landes an, während zu der Zeit, von der hier gesprochen wird, die Presbyterianer gedrückt und sogar gesetzlich verfolgt wurden. Endlich unter der Regierung Karls der Zweite, wollte man die Verschiedenheit in der protestantischen Kirche nicht länger mehr dulden. Es wurde ein Gesetz erlassen, nach welchem alle Geistlichen schwören sollten, daß sie die Anordnungen der Hochkirche anerkennen und befolgen sollten, und daß alle, die nicht von derselben ordiniert waren, die Weihe von ihr annehmen mußten.

Was die Bischöflichen nicht erwartet hatten, geschah: auch nicht ein einziger presbyterianischer Geistlicher ließ sich durch das Gesetz zum Uebertritt bewegen, und so legten am 24. August 1662 nicht weniger als zweitausend Pfarrer auf einmal ihre Stellen nieder und wollten lieber Armut und Elend tragen, als ihrem Gewissen zuwiderhandeln. Wenn es entdeckt wurde, daß einer derselben seinen früheren Gemeindegliedern irgendwo Gottesdienst hielt, so wurde er alsbald vor Gericht gestellt und ins Gefängnis geworfen. Ein solcher glaubensstarker Geistlicher war Herr Golder, den wir in der nachfolgenden Geschichte etwas näher kennen lernen werden.

In dem Hofe eines großen, prächtigen Landhauses spielte ein kleines, vornehm gekleidetes Mädchen im Alter von sechs bis sieben Jahren, namens Marie. Sie wohnte hier bei ihrem Großvater, Herrn Cadrok, der ein sehr angesehener Mann und Friedensrichter des Distrikts war. Plötzlich fiel es der Kleinen ein, mitten in ihrem Spiel ins Haus zu laufen. Als sie die Stubentür öffnete, blieb sie erschrocken stehen, da sie eine Anzahl Männer in dem Zimmer sitzen sah. Schüchtern schaute sie sich dieselben an, da sie aber unter ihnen einen sehr freundlichen, alten Geistlichen erblickte, war ihre Furcht bald verschwunden. Der gute, alte Herr war ein großer Kinderfreund, redete die Kleine freundlich an, und bald waren sie in bester Unterhaltung wie alte Bekannte. Diese Unterhaltung wurde jedoch bald unterbrochen. Es trat ein Diener ein, der zu Herrn Golder, jenem alten Geistlichen sagte, daß der Herr Cadrok heute keine Zeit habe, ihre Sache vorzunehmen, er und seine Freunde möchten heimkehren und an einem andern Tage, den er bestimmte, wiederkommen.

Als dieser Tag erschien, waren auch dieselben Männer wieder pünktlich da, wurden kurz verhört und zu Gefängnisstrafen verurteilt. Während sie warten mußten, bis noch einige kleine Formalitäten erledigt waren, kam auch Marie wieder herein, sprang auf ihren alten Freund zu und saß bald wieder auf seinen Knien.

„Warum seid ihr eigentlich hier?" fragte sie.

„Ich glaube, dein Großvater will uns ins Gefängnis schicken," war die Antwort.

„Ins Gefängnis," rief sie, „warum denn, was habt ihr denn getan?"

„Ich habe nichts getan, als daß ich irgendwo gepredigt habe, und meine Freunde haben nichts getan, als daß sie mir zugehört haben," sagte Herr Golder.

„Aber mein Großvater soll euch nicht ins Gefängnis schicken," rief das kleine Mädchen erregt, sprang von den Knien des Geistlichen hinunter und hinauf in das Zimmer ihres Großvaters, der eifrig schrieb. Sie unterbrach ihn ohne weiteres, war sie doch der Liebling des Großvaters, der ihr nicht leicht etwas abschlug. Hastig fragte die Kleine: „Was hast du denn mit dem guten, alten Herrn da unten vor"?

„Das verstehst du nicht, mein Kind," erwiderte er, und schrieb weiter.

Aber so schnell ließ sich die kleine Dame nicht abfertigen, sie fing an, den Großpapa mit vielen süßen Schmeichelworten zu überhäufen und hielt an mit Bitten und Liebkosen, bis sie ihn dazu brachte, seinen Entschluß zu ändern und ihren guten Freunden die Freiheit zu schenken.

Ueberglücklich hüpfte Marie an der Hand ihres Großvaters die breite, eichene Treppe hinunter in die Stube, in der die Männer saßen. Als Herr Cadrok eintrat, standen sie ehrerbietig auf — wie wenig erwarteten sie die Worte, die er jetzt zu ihnen sprach: „Ich hatte den Verhaftsbefehl schon fertig, um euch alle ins Gefängnis zu schicken, aber auf die Bitte meiner Enkelin lasse ich die Anklage fallen und schenke euch die Freiheit."

Die beglückten Männer verbeugten sich tief und dankten herzlich. Herr Golder aber ging zu dem kleinen Mädchen, legte segnend seine Hand auf ihr Haupt und sprach: „Der Segen Gottes, für dessen Sache du gewirkt hast, ohne sie zu kennen, möge auf dir ruhen und dir beistehen im Leben, im Tode und in alle Ewigkeit."

Dann kehrten sie alle dankbaren Herzens heim und priesen Gott für seine gnädige Befreiung.

Viele Jahre waren vergangen, da speiste einstmals der Sohn des Herrn Golder bei einer Frau Turel in London, einer wegen ihrer aufrichtigen Frömmigkeit und Wohltätigkeit sehr geachteten Dame. Da noch mehrere Gäste anwesend waren, wurde die Unterhaltung bald recht lebhaft, besonders als man auf vergangene Zeiten zu sprechen kam. Einer der Anwesenden bat Frau Turel, etwas aus ihrem früheren Leben zu erzählen. Sie ließ sich nicht lange bitten und begann:

Alle meine Angehörigen waren gestorben, und ich stand allein in der Welt mit einem großen Vermögen. Ich wollte das Leben recht in vollen Zügen genießen und stürzte mich in alle Vergnügungen und Zerstreuungen, die ich nur finden konnte. Aber mitten in aller Weltlust war ich unruhig und unzufrieden mit mir selbst und mit meinem Leben. Von einer leichten Krankheit genesen beschloß ich, nach dem Badeort Bath zu gehen, da man mir sagte, daß an diesem Ort ebensogut für die Unterhaltung gesorgt werde, als es zuträglich für die Gesundheit sei. Als ich dort war, beschloß ich, einen Arzt

zu konsultieren, und der Herr lenkte meine Schritte, daß ich einen solchen fand, der dem Herrn diente und ihn liebte. Als er die üblichen Vorfragen stellte und sich nach meinem allgemeinen Befinden erkundigte, antwortete ich:

„Ach, Herr Doktor, leiblich fehlt mir nichts, aber ich habe ein Unruhe in meinem Gemüte, die ich nicht los werden kann."

„Denken Sie, Fräulein," sagte er, „ich litt an ganz demselben Uebel, bis ich mit einem gewissen Buche bekannt wurde, das mich heilte."

„Bücher," rief ich, „o, Bücher habe ich so viele gelesen, alle Romane, Novellen, Erzählungen, Reiseberichte und Schauspiele, die ich nur erlangen konnte, aber meine Unruhe ist immer dieselbe geblieben."

„Das glaube ich gern," erwiderte der Doktor, „und ich wundere mich auch nicht im geringsten darüber, aber ich kann Sie versichern, daß es mit dem Buche, von welchem ich spreche, eine ganz andere Sache ist. So oft ich es auch schon gelesen habe, lese ich es doch immer wieder, ohne daß es mir langweilig wird, denn immer finde ich etwas Neues darin, und das kann ich von keinem anderen Buche sagen."

„O, bitte, dann kaufen Sie es für mich," rief ich eifrig, „mag es auch noch so viel kosten."

„Ich will es Ihnen gern mitbringen," entgegnete der Doktor, „aber Sie müssen mir fest versprechen, daß Sie es sorgfältig durchlesen, und, sollten Sie auch anfangs nicht viel darin finden, daß Sie noch einmal von vorn anfangen, es zu lesen." Ich versprach, zu tun, was der Arzt wünschte.

Zwei- oder dreimal kam er wieder, ohne das Buch mitzubringen, aber endlich nach einem weiteren Besuche zog er ein kleines Buch aus der Tasche, das ich sogleich als das Neue Testament erkannte.

„Ach, das hätte ich schon längst haben können," rief ich enttäuscht.

„Das ist wahr," sagte der Doktor, „aber erinnern Sie sich des feierlichen Versprechens, es sorgfältig lesen zu wollen."

„Ja," sagte ich, „obgleich ich eigentlich nie recht aufmerksam lese, will ich es doch sorgfältig lesen."

Ich tat es auch, und bald beschäftigte mich der Inhalt fast beständig. Da ich aber noch unruhiger wurde als vorher, beschloß ich, wieder nach London zurückzukehren, um mich aufs neue in den Strudel der Lustbarkeiten und Zerstreuungen zu stürzen und zu sehen, ob ich dadurch die unangenehmen Gefühle nicht vertreiben könne. Aber es war alles umsonst, nichts konnte mir Trost und Seelenruhe geben.

Da träumte mir einmal in einer Nacht vom Samstag auf den Sonntag, daß ich in einer Kirche gewesen sei, in welcher der Prediger eine sehr merkwürdige Predigt gehalten habe. Als es aber Tag wurde, konnte ich mich auf gar nichts aus derselben besinnen, und nur der Text war mir im Gedächtnis geblieben. Am Sonntagmorgen bat ich eine Freundin mit zu gehen, denn ich war fest entschlossen, die Kirche aufzusuchen, in der ich im Traum gewesen war. Der Herr leitete unsere Schritte. Nach einiger Zeit kamen wir in die innere Stadt und sahen da viele Leute einem Gotteshaus zuströmen. Voll Freude trat ich ein, denn es war dieselbe Kirche, die ich im Traum gesehen hatte, und bald darauf erschien auch der Geistliche. Verwundert sagte ich leise zu meiner Freundin, daß es derselbe sei, den ich in der Nacht gesehen hatte, und wenn alles richtig sein soll, so muß er auch den Text Psalm 116, 7 nehmen.

Als der Pfarrer nach der Liturgie auf die Kanzel kam, las er zu meinem und meiner Freundin großem Erstaunen denselben Text vor: „Sei nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der Herr tut dir Gutes," und der Herr segnete diese Predigt zur Errettung meiner Seele.

Endlich fand ich, was ich so lange auf den verschiedensten Wegen gesucht hatte, die Ruhe der Seele, denn ich kam zu dem, der allein sagen konnte: „Ich will euch Ruhe schenken für eure Seelen."

Alle Anwesenden hatten mit gespannter Aufmerksamkeit der Geschichte der Frau Turel zugehört, und jetzt war die Reihe an Herrn Golder. Man bat ihn, etwas aus der Verfolgungszeit zu erzählen, die sein Vater miterlebt hatte. Er teilte die Geschichte mit, die wir schon kennen, wie sein Vater wegen der Predigt des Evangeliums vor Gericht gestellt und zu Gefängnis verurteilt worden war und so wunderbar durch ein kleines Mädchen gerettet wurde.

Als er geendet, fragte Frau Turel: „Sind Sie denn der Sohn jenes Herrn Golder?" „Ja, gewiß," sagte er. „Das ist eine große Ueberraschung für mich," erwiderte sie, „denn solange ich Sie auch schon kenne, habe ich nie daran gedacht. Aber jetzt ist es an Ihnen, sich zu verwundern, denn ich will Ihnen etwas sagen, das Sie noch nicht wissen: Ich bin jenes kleine Mädchen, das Ihr ehrwürdiger Vater vor so vielen Jahren gesegnet hat. Ich konnte nie den Eindruck seiner Worte vergessen, und bin dem Herrn von ganzem Herzen dankbar, daß ich jetzt dem Sohne mitteilen konnte, wie des Vaters Gebet und Segen in herrliche Erfüllung gegangen ist." — Wie wunderbar sind doch Gottes Wege!

Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld.

Im Musiksaal des Dresdener Schlosses ist eine glänzende Hofgesellschaft versammelt. August der Starke, jener bekannte, sittenlose sächsische Kurfürst, will sich und seine Umgebung durch ein Abendkonzert zerstreuen. Er hat zu diesem Zwecke einen damals sehr berühmten Musiker an seinen Hof geladen, der an diesem Abend eine Probe seiner Kunst geben soll. Im prunkvollen Saale ordnet sich die Zuhörerschaft um das kostbare Instrument, vor dem ein einfacher, unscheinbarer Mann sitzt, in ärmseligen Rocke, der wundersam genug gegen den kurfürstlichen Luxus absticht. Die Haltung des Mannes ist aber keineswegs schüchtern; auf seiner Stirn ist ein edles Selbstbewußtsein ausgeprägt, ein Adel, der höhre ist als Kurfürstenadel. August der Starke steht, unverwandt seinen Gast betrachtend, dicht neben den Tasten und gibt nun das Zeichen zum Beginn des Konzerts. Alles lauschte in atemloser Stille. Was wird man zu hören bekommen? Gewiß fröhliche Weisen, vielleicht eine Tanzmelodie! Man erwartet gar nichts anderes. Aber der seltsame Mann dort am Instrument ist von anderer Musik erfüllt. Es hat ihn plötzlich so unendliches Mitleid ergriffen mit allen denen, die da im Kreise um ihn sitzen, Mitleid besonders mit dem, der dicht neben ihm steht und dessen Gesicht eine deutliche Sprache spricht von Lebensgenuß; der nur gewohnt ist, anderen zu befehlen, der aber nie sich selbst befiehlt. Und da will er nun durch seine Kunst zu ihm sprechen, zu ihnen allen, auf Gnade und Ungnade hin. Er will ein Stück Passionszeit hereintragen in diesen Prunksaal, in die Herzen dieser oberflächlichen, nur Vergnügungen heischenden Weltmenschen; er will sie, wenn auch nur für Augenblicke, weg- und emporziehen vom Erdenstaub nach Golgathas Höhen. Und langsam, feierlich und leise tönt es durch den Saal: Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld. Lautlos und wie gebannt horchen alle auf; lautlos wie vom Donner gerührt steht der Kurfürst und kann auch nicht durch eine einzige Geberde seinen Unwillen ausdrücken über solche nie gehörte, ungewohnte Musik. Und immer voller, herzandringender schweben die Akkorde daher: Es geht und büßet mit Geduld die Sünden aller Sünder. So etwas hatte man nicht erwartet. Da versinkt ja auf einmal die ganze Kurfürstenherrlichkeit; da erscheint ja alle Pracht wie eitel elendes Flitterwerk. Und August der Starke, der unbeweglich den fremden Tönen lauschte, fühlt sich plötzlich so schwach, arm und klein. Er empfindet die heilige Nähe dessen, vor dem seine Seele in den Staub sinken muß, der aber auch ihn will teilnehmen lassen an der Erlösung von Golgatha. Und wie mit einem Jubelruf opferfreudigster Hingabe schließt jetzt der Choral: „Ich will's gern leiden! Für dich will ich's gern leiden."

Und dann Totenstille. Das Konzert ist beendet, und des einsamen Mannes Blick dort am Instrument haftet noch immer schweigend und sinned auf den Tasten, wie wenn sein Geist weit und fern weilte: auf Golgathas Hügel, wo das Lämmlein der Welt Sünde trägt. Und nun erwachte der Kurfürst aus seiner Erstarrung. Er eilt auf den Musiker zu, ergreift seine beiden Hände und sagt in unendlicher Ergriffenheit: „Ich bitt'

Ihn! Woher kennt Er mich so genau? Und woher hat Er die Musik?" Da sieht ihm jener unerschrocken und frei ins Auge und erwidert: „Ich aus mir selbst vermag gar nichts, Euer Gnaden, sondern ich samt meiner Kunst sind dem höchsten König eigen, dem da droben im Himmel. Und der führt meine Hände, so daß ich gar nichts nderes spielen kann, als was er will." Und dann zieht der Kurfürst seinen kostbaren Ring vom Finger und steckt ihn Johann Sebastian Bach (denn er war der Musiker) an die Hand und sagt: „Trag Er meinen Ring zum Andenken an diese Stunde und als Zeichen, daß ich Ihm lebenslang verbunden bin in Dankbarkeit und Freundschaft. Er hat mir an diesem Abend viel gegeben, mehr, als er ahnt. Durch sein Lied hat Er zu mir geredet, wie noch keiner es vermocht hat. Ich dank' Ihm!" Und da hat sich Bach in Demut vor dem Kurfürsten geneigt: „Möge das Lied, das ich vorgetragen habe, bei Euer Gnaden unvergessen bleiben! Eines anderen Dankes bedarft es nicht."

Wechselblatt.

Jesus, der Lehrer aller Lehrer.

Aus einer Festrede auf der ersten deutschen nationalen Sonntagschul-Konvention, in Chicago, von Dr. J. L. Nülsen, Berea, O.

Es ist doch etwas wunderbares um jenen Mann von Nazareth. Hat Goethe einmal von der Bibel gesagt, daß, je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, desto mehr die Bibel zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung von wahrhaft weisen Menschen gebraucht werde, so gilt dies Wort in noch viel höherem Sinne dem, welcher Kern und Stern der Bibel ist, Jesus Christus.

Die Jahrhunderte schwinden dahin. Die Menschen werden in der Wage der Weltgeschichte gewogen, und manche, die von ihren Zeitgenossen mit Ruhm und Ehre überhäuft worden sind, werden zu leicht erfunden; andern wird das gebührende Maß der Anerkennung zuteil. Denn die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Unerbittlich und unparteiisch, wenn auch nur zögernd, fällt sie ihr Urteil. Jesus ist der eine, der größer wird, je mehr die Menschheit an Alter und Weisheit zunimmt. Seine alles überragende Bedeutung wird stets klarer erkannt, je tiefer der Blick eindringt in das innere Wesen der Kräfte, denen das Menschengeschlecht seinen eigentlichen Fortschritt zu verdanken hat.

Was ist Jesus gewesen? Man kann ihn keiner unsrer Berufsarten eingliedern. Er ist nicht ein Prediger gewesen, nicht ein Arzt, kein Reformator, kein Sozialökonom; er war nicht ein Staatsmann, hat kein Amt bekleidet; und doch gibt es kaum eine Berufsklasse, die nicht zu ihm emporschaut und ihn um Licht und Rat und Weisung angeht.

Wollen wir ihn in seinem Wirken irgendwie klassifizieren, so können wir ihn mit vollem Recht einen Lehrer nennen. Nichts wird so häufig in den Evangelien von ihm berichtet, als daß er lehrte; sei es das Volk am Sabbat in den Synagogen, oder im Tempel zu Jerusalem, oder hin und herziehend durch die Dörfer und Städte in Privathäusern und im Freien; seien es einzelne, die ihn um Rat fragten; seien es die Jünger, die ja in besonderem Sinne seine Schüler waren. Zumeist ist er auch mit dem Titel „Lehrer," wie das „Meister" und das „Rabbi" unserer Lutherbibel eigentlich heißt, angeredet worden.

Ja, ein Lehrer ist er heute noch; ein Meister unter allen Lehrern, ein Muster aller Lehrer, ein Lehrer aller Lehrer. Es ist deshalb ganz richtig, was ein kürzlich erschienener Leitfaden für Lehrer sagt: „Es wird den Fachmännern auf dem Gebiete der Pädagogik immer einleuchtender, daß nirgends ein besseres Muster der Kunst des Lehrens gefunden werden kann, als wir es in Jesu von Nazareth besitzen. In den Methoden anderer großer Lehrer können wir manche Anwendungen wertvoller pädagogischer Gesetze sehen; aus der langen Reihe der pädagogischen Reformer vermögen wir diese und jene Einzelheit tüchtigen Lehrens uns anzueignen; aber das vollkommene Ideal, das abgerundete Vorbild alles wirklich weisen Lehrens ist ausschließlich in dem Wirken Jesu von Nazareth zu finden."

Lebendiger Glaube.

Der Glaube ist nicht ein Kuchen, den man auf den Tisch in der guten Stube stellt, oder ein Kleid, das man nur Sonntags trägt. Er ist eine lebendige wirkende Kraft, die man brauchen soll in der Scheune und auf dem Feld, im Laden und auf der Börse; er ist eine Gnadengabe für die Hausfrau und für die Magd; er wäre nützlich im Reichstag und in der ärmsten Werkstatt. „Was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben." Ich wünsche, daß der fromme Schuhflikker seine Schuhe im Glauben flickte, daß der Schneider im Glauben die Kleider machte und daß jeder Christ im Glauben kaufte und verkaufte. Was auch euer Geschäft sein mag, ihr müßt den Glauben mit hereinnehmen in euren täglichen Beruf, und nur der Glaube, der diese Probe des praktischen Lebens aushält, ist der wahre, lebendige Glaube. Ein Christ darf nicht an seiner Ladentür Halt machen und sagen: Nun gebe ich dem Christentum den Abschied, bis ich am Abend meinen Laden wieder schließe. Das ist Heuchelei. Das wahre Leben des Christen ist das Leben im Glauben des Sohnes Gottes.

Spurgeon.

Das zerstoßenen Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen. Matth. 12, 20

Vereinigte Staaten

Arizona.

Sahuarita, Arizona, den 18. September 1917. L. Geschw. Wiens und Familie, wünschen euch Gottes reichen Segen! Da von Sahuarita nur wenig in der Rundschau zu lesen ist, so will ich einen kleinen Bericht von unserm ersten Sonntagsschulfest berichten.

Den 16. September wurde das erwähnte Fest hier im Schulhause, welches als Kirche und Schule dient, abgehalten. Nach der Eröffnung vom Vorsitzer folgte Gesang vom Chor und Bibelverse von den Kindern, Zwiegespräche und Chorgesänge, und ein Lied von den Kleinen. Es waren etwa 60 Besucher anwesend.

Vor zwei Jahren fingen wir hier im Hause des Vorsitzers mit der Sonntagschule an. Wir waren etwa 12 an der Zahl. Dann fing die Zahl an immer mehr zu steigen, und jetzt hat sie sich um das Fünffache vermehrt.

Nach Schluß des Festes ging Jeder heim mit dem Bewußtsein, einen herrlichen Sonntag verlebt zu haben.

Wir sind hier bald wieder mit dem Einheimsen der Ernte beschäftigt. Diese wird aber sehr verschieden ausfallen; d[illegible] der Regen hat viel vernichtet. Da kam so viel „Flood"-Wasser von den Bergen, daß auf einigen Stellen 18 Zoll Wasser auf dem Hof stand. Auch ist infolge des Hochwassers beim Schreiber dieses der Brunnen zugewaschen.

Von hier sind auch einige eingezogen zum Dienst, unter denen ein Verheirateter ist. Dies macht es dann besonders schwer für solche Personen. Nun wollen alle den Herrn bitten, daß er dem Kriege bald ein Ende mache! In Liebe verbleiben wir, eure Geschwister,

C. H. und Anna Dick.

Minnesota.

Süd-Carson, Minnesota. Ich will kurz der werten Rundschau etwas auf den Weg geben. Ich lese die Rundschau schon mehrere Jahre, habe aber noch nicht bemerkt, daß in dem Blatt etwas unbeschrieben geblieben ist; es war noch immer voll, darum bin ich etwas besorgt, ob für mein Schreiben Raum sein wird. Nun wenn nicht, dann weiß ja der Editor, was er machen soll: Korbein! — Auch fürchte ich, ob mein Schreiben bei denen der übrigen Schreiber beipassen wird, und doch möchte ich, wenn dasselbe in der Rundschau aufgenommen wird, daß man es mit Geschmack lesen kann.

Wir haben hier noch immer schönes Wetter. Wenn es so noch ein paar Wochen bleibt, bekommen wir hier viel Corn, d. h. wenn der Frost nicht zu früh kommt. Es wird hier noch immer gedroschen. Die Getreideernte besteht somehr nur in Hafer, von dem es 35 bis 50 Buschel per Acre gibt; Weizen von 10 bis 20 Buschel. Vom Corn rechnen wir auf ungefähr so viel

als vom Hafer, wenn's gut geht. An Heu und Weide ist hier noch keine Not. Regen haben wir genug, so daß wir pflügen können. Und gepflügt wird auch sehr. Mit dem Füllen der Silos geht es sehr heiß her. Wer einen Silo hat, will auch so schnell wie möglich den „Kumst" einmachen; denn wenn das Corn erfriert, is es für den Silo nicht so gut.

Es wird auch gebaut. Witwe Johann Wall bei Bingham Lake hat sich von Klas Hiebert ein Haus aufrichten laßen. Wir sehen hier viel neue Häuser; aber die meisten derselben sind Auto-Häuser. Ob andere Gegenden auch so viele Ausrufe zu verzeichnen haben als Minnesota? Ich zweifle daran. Alle Tage ist hier Ausruf. Der Auszug nach Montana ist hier groß. Schade, daß dieses Jahr dort so trocken ist.

Martin Wannow.

Missouri.

Clinton, Mo., den 16. September 1917. Unsere Besuchsreise in Oklahoma und Kansas war sehr gut. Wir sind dankbar, daß es kein Unglück gegeben hat. Den 2. d. Monats kamen wir bis Hitchcock, Oklahoma. Gerade sehr anziehend ist das Städtchen nicht, wenn man es mit dem unsrigen vergleicht. Unsere alte, gewesene Heimat sieht jetzt viel schöner. Die Cedernbäume sind breit und hoch geworden und die andern Bäume haben sich auch sehr ausgebreitet. Das Haus ist eine Zierde, inwendig und auswendig.

Den 4. kamen wir bis J. J. Bothen, wo Schwester Isaak Löwen sich aufhält. Die fühlt sich dem Körper nach manchmal recht schwach, aber ihr inwendiger Mensch ist mutig und getrost und freut sich der lebendigen Hoffnung des ewigen Lebens. Bothen geht es recht gut, denn sie haben es schon so weit gebracht, daß sie ein neues Auto fahren.

Den 5. kamen wir nach Sam Schneiders zu Mittag. Er war auf dem Felde und pflügte. Als es Essenzeit war, setzte sie sich auf das Auto, ließ es gehen, und fort ging es zu ihrem Sam. Die Pferde wurden ausgespannt, getränkt und ihnen Futter vorgelegt und dann kamen sie heim gefahren, so gemütlich und vergnügt,, als wäre alles lauter Sonnenschein. Und das Mittagessen mundete vortrefflich.

Nachmittag kamen A. J. Bothen mit ihrem großen, neuen Auto hin, und mit ihnen fuhren wir zu ihrem Heim. Das erste war, daß er im Auto über eine halbe Meile zum Kartoffelfelde fuhr, etwa ein halbes Buschel Kartoffeln ausgrub und einige Wassermelonen abpflückte, wobei ich ihm half. Das hohe Unkraut barg Ungeziefer, und nach einigen Stunden spürte ich ein Jucken an meinem Leibe. Man kann die kleinen Dinger nicht mit dem Auge sehen; sie kriechen in die Haut, welche dann anschwillt, und dann juckt es. Kratzt man tüchtig, dann hört es vorläufig auf ein brennendes Gefühl stellt sich ein; aber nach einigen Stunden fängt es wieder an zu jucken. Solche Unannehmlichkeit hatte ich für meine Neugierde bekommen; aber die Kartoffeln und Wassermelonen schmeckten doch gut. Die Aufnahme und das Abendmahl bei Karl Schneiders waren recht freundschaftlich.

Indem der fünfte Alfalfaschnitt bei A. J. Bothen zusammengebracht werden sollte, fuhr er per Auto und holte sich die Mannschaft zusammen. Zuerst wurde ein kräftiges Mahl gegeben, wobei die Kartoffeln und Wassermelonen nicht fehlten, und dann ging's los. Um vier Uhr wurde den jungen starken Leuten das Vesper per Auto gebracht. Dann fuhren Geschwister Bothen mit uns bis Geschwister Winters. Wir wollten gern, daß sie ihren Huldreich hier zur Schule schicken sollten. Der Sohn war willig, der Vater auch, nur der Mutter kam es so schwierig vor, ohne ihren Sohn fertig zu werden. Sie haben sich die Sache überlegt, und nach einigen Tagen hörten wir, daß sie ihn hier zur Schule schicken wollen. Hoffentlich bringt er es auch so weit wie sein älterer Bruder Hermann, der schon ganz „seelengewinnend" predigt. Die alte Großmutter Winter war noch ganz rüstig, getrost und mutig. Unsere Gebete mit einander stärkten sie und uns. Nun machten wir noch einen flüchtigen Besuch bei J. J. Bothen, und siehe da, wie sie ihre Tochter Martha mit Kleider zurechtschneiden und Nähen ausrüsteten, um sie hieher zur Schule zu schicken. Denn wir hatten es ihr schon versprochen, sie könnte bei uns in der Kost sein.

Abends waren wir bei J. H. Bothen in unserer gewesenen Heimat. Wie brannten da die Carbide-Lichter so helle; es war eine Lust anzusehen. Es war uns vergönnt, da übernacht zu bleiben und auch ein labendes Frühstück zu bekommen. Da gab es „Semmelbrod", so schönes, wohlriechendes, feines, lockeres Brot. KeineFrau wird die Hanna im Brotbacken übertreffen. Ich wußte das schon vor viereinhalb Jahren. Gutes, schmackhaftes und nahrhaftes Brot zu backen ist auch eine Gabe Gottes.

Früh morgens, den 7. d. Monats fuhr uns der gute Jakob zu Isaak Löwens. Aber solche Autos sind auch recht eigenartig. Nimmt der Eigentümer genug Vorrat an Oel und Wasser mit, dann gehen und laufen sie wie rasend. Wird der Vorrat alle, dann laufen sie nicht, es sei denn, man schiebt sie, und das will man nicht, dann geht man lieber die letzte Viertelmeile zu Fuß. Der freundliche Isaak Löwen nahm uns in seinem Auto nach Hitchcock. Da besuchten wir die alte Schwester Reimer. Sie ist ihrem Alter nach noch immer rüstig und seelenvergnügt. Sie hat schon viel Trübsal durchgemacht, will aber ausharren, bis ans Ende treu bleiben und mit Gottes Kindern in die ewige Ruhe eingehen. Ihre Töchter Anna und Helena besuchten wir auch. Anna ihr Mann war nach Nebraska auf Arbeit gegangen. Helena ihr Mann ist Rahmkäufer. Vier Tage kauft er in Hitchcock und zwei Tage in Kiel, 13 Meilen östlich. Dieses Geschäft macht daß er arbeiten muß und schwitzt, aber er bekommt auch guten Lohn dafür.

Abram Löwens besuchten wir auch so flüchtig. Nur schade, daß er nach Watonga mußte, um einer wichtigen Sache gerecht zu werden. Ihr Haus, das sie sich letztes Jahr gebaut haben, sieht so recht zierlich und heimisch aus. Zu Mittag waren wir bei Jak. Richerts. Ihre Tochter Helena soll in Colbertson, Nebr., einer Gemeindeschule als Lehrerin vorstehen, und wollte deshalb nächste Woche dorthin abreisen. Der nächste Tag, als Gottes Ruhetag, wurde gut benutzt mit Betrachtung von Gottes Wort in der Westkoopergemeinde. Sie ist wohl nur als eine kleine und geringe Herde anzusehen, aber ist tätig im Werke des Herrn. Kornelius Voth als Vorsteher ist eine treue Seele. Die Glieder leben im Frieden und lieben sich unter einander. Wir fühlten uns unter ihnen so recht heimisch.

Nachmittag waren wir bei Jakob Löwens so eine nette Anzahl im Freundschaftskreise. Da fühltees sich gut wir sangen ein Zionslied nach dem andern. Die Herzen wurden weich, die Tränen fingen an zu fließen, so daß Br. A. J. Voth sagte: Wir müssen aufhören zu singen, sonst müssen wir noch alle weinen. Wir sangen das Lied: „Weit in der Fremde, da irrt mein Kind Gar fern von der Mutter Herz, Und Tränen jetzt meine Speise sind; Was endet wohl meinen Schmerz?" Die Gedanken gingen dahin, wo bald ein mancher lieber Sohn in der Armee sein wird, und solches kann ein liebes Mutterherz fast nicht ertragen. Daher die Frage: „Wo ist mein Sohn wohl jetzt?" Er ist auf fremden Boden unter fremden Leuten; muß einem andern Herrn unter Zwang und Eisen dienen. Und das preßt heiße Tränen aus. Wir kamen bald in anderes Fahrwasser indem wir sangen: „Dort über jenem Sternenmeer, dort ist ein schönes Land. Mit seinen Bergen, hoch und hehr, dem Glauben wohlbekannt; Da glänzet schöner Blüten Pracht in ew'ger Herrlichkeit. Da winkt den Müden in der Nacht die Ruhe nach dem Streit."

Das war ein schöner Nachmittag und wird uns lange in Erinnerung bleiben. Denkst du auch so, Br. Jakob?

Zur letzten Nacht ging es noch zu unserm Sohn. Den nächsten Morgen wurde das Auto nachgesehen, geölt, und dann machten wir uns reisefertig. Wir baten um Gottes Segen, Schutz und Beistand, und dann ging's ab bis Dover, etwa 20 Meilen östlich, an der Hauptbahn der Rockislandbahn. Der Zug kam bald. Wir nahmen vom großen Sohn, seiner lieben, dienstfertigen Frau und ihren zwei muntern Söhnen Abschied, und dann ging's ab nach Buhler, Kansas.

Jakob Thomas.

Nebraska.

Henderson, Nebraska, den 17. September 1917. Werte Rundschau! Die Versammlung zum Gottesdienst gestern morgen in unserm Bethause wird man nicht bald vergessen, denn Schwester Eva Heinrichs, geborne Nachtigal, früher Landskrone, Rußland, Gattin unsers mehrjährigen S. S. Supintendenten Br. Jakob Heinrichs, starb daselbst während der Gebetsstunde.

Diese Familie ist seit mehreren Wochen unter Druck gewesen, indem ihr jüngster Sohn, Johann, zum Militär- oder Regierungsdienst herangezogen werden sollte. Bei der körperlichen Untersuchung wurde er auch für tüchtig befunden. Da man aber im Großen und Ganzen und von unserm Vorstand hier bei den lokalen Behörden auch noch im Besondern sich unserer Stellung wegen verwendet, so hofften die Eltern von Tag zu Tage auf die Nachricht, daß der Sohn vom Dienst befreit werden möchte. Da die Zeit eilte, der Tag der Einziehung schnell näher kam und der Freibrief sich nicht einstellte, wurden die Empfindungen immer schmerzlicher. Die liebe Schwester war wenige Tage vor Sonntag bei uns im Hause und sagte bei dieser Gelegenheit, sie könne es gar nicht glauben, daß ihr Sohn eingezogen werden würde, sie könne das nicht überstehen. Am Freitag abend bekam er dann aber doch, anstatt den Freibrief, die Aufforderung, sich am nächsten Freitag bei der Militärbehörde einzufinden. Er ist soweit der erste aus unserer Gemeinde. Mit einem Schlage waren alle stillen Hoffnungen zertrümmert. Was das Mutterherz gelitten, können wir vielleicht nicht verstehen.

Gestern war also für den jungen Bruder auf lange Zeit, vielleicht auch für immer, der letzte Sonntag hier. Mit diesem Gedanken ist die Familie vielleicht zur Versammlung gefahren. Vater Heinrichs hatte die Aufgabe, dort die Gebetsstunde einzuleiten; aber in Anbetracht seiner bedrückten Lage übernahm Rev. Kliewer in liebevoller Weise diesen Dienst. Der Druck der Lage machte sich fühlbar; der Schmerz lag sozusagen, in der Luft, und in den Gebeten zeigte sich die Teilnahme der Geschwister. Vater Heinrichs und auch beide Söhne beteten ernstlich, und zuletzt auch die Mutter, welche, wie es schien, sich gut fassen konnte. Nach ihrem „Amen", welches, wie einige meinen, etwas leiser als sonst klang, setzte sie sich sofort, und bald darauf lehnte sich ihr Haupt gegen ihre Schwester Frau Joh. Hübert, die neben ihr stand. Und nun entdeckte man, daß sie, wie es schien, in Ohnmacht gefallen war. Sie wurde sogleich hinaus an die frische Luft getragen und alles Mögliche an ihr getan, jedoch sie kam nicht mehr zu sich. Der sofort herbeigerufene Arzt konstatierte ihren Tod an „gebrochenem Herzen."

Ueber dem so friedlichen Heim der l. Geschwister schlagen miteinmal die Wogen der Trubsal zusammen.

„Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab trösten mich." Psl. 23, 4.

Das Begräbnis ist auf nächsten Donnerstag festgesetzt. Den in andern Staaten wohnenden Verwandten ist telegraphisch Nachricht gesandt worden. Grüßend,

A. Franz.

(Weinet mit den Weinenden. Ed.)

Canada.

Saskatchewan.

Herbert, Saskatchewan, den 10, September 1917. Werte Rundschau! Kaum hatten wir einen Todesbericht fertig und der Post übergeben, daß Schw. Johann Thießen, nach langem, schweren Leiden heimgegangen, da kommt uns unerwartet die Nachricht, daß Schw. Heinrich Andreas plötzlich gestorben sei., Geschw. Andreas wurden mit einem hubschen Söhnlein beschenkt, dessen Geburt den Tod der Mutter herbeifuhrte. Wie schnell ist es doch mit unserm Leben zu Ende, und doch fühlen wir uns oft so sicher. Wir wurden daran erinnert, daß unser Leben wie ein Rauch oder wie eine Dampfwolke aufgeht und dann verschwindet. Nun ist die Frage: Sind wir für einen plötzlichen Tod vorbereitet oder sind wir bereit Gott zu begegnen? Diese Schw. entschlief, sich Jesum übergebend, indem sie beim Abschied betete: Jesus, hole mich heim.

Sie wurde Sonntag, den 9. dieses Monats vom Versammlungshaus der M. B. Gemeinde zu Herbert aus begraben und ruht auf dem Kirchhof zu Herbert. Sie hinterläßt ihren lieben, trauernden Gatten nebst acht lieben Kindern, die noch daheim sind und den Tod ihrer Mutter schmerzlich betrauern. Unser Wunsch und Gebet ist, daß Gott diese liebe Familie trösten und ihr beistehen möge.

Das Wetter ist schön und wir sind im vollen Dreschen. Der Ertrag ist von 8 bis 16 Buschel, soweit ich weiß. Der Preis ist $2.00 per Buschel. Warum ist der Weizen so knapp und der Preis so hoch? Ob es auch mit Blut beflecktes Geld ist, das wir für unsern Weizen erhalten?

Mit Gruß der Liebe,

G. P. Siemens.

Nicht was du willst, sondern was du mußt.

Ein einfacher, aber strebsamer und pflichttreuer Geschäftsmann war es, der im Laufe der Unterhaltung obige Worte als seinen Grundsatz aussprach für das geschäftliche Leben. „Ach," so führte er aus, „es wird mir oft so schwer, tagtäglich von früh bis in die Nacht meine Sache zu tun, es ist zu aufreibend. Ich möchte mich so manchmal ausruhen oder bei schönem Wetter einen Spaziergang machen oder mal zum Konzert oder dies und das, meine Frau könnte ja in der Zeit das Geschäft besorgen; viele machen es so. Aber ich sage: nein; da ist die Familie, für die jeden Tag Essen und Kleidung und was sonst noch ist, sein muß; da kommen Lieferanten und wollen ihr Geld haben; da sind die Steuern. Ich sage: nein, du selber mußt auf dem Posten sein. Nicht was der Mensch will, sondern was er muß, hat er zu tun."

So sagte der Geschäftsmann, so handelte er, und das ist recht so; wenn nur viele es ihm nachtäten! Aber da sind viele, die lassen sich leiten von ihrem Wollen oder vielmehr von ihren Neigungen und Trieben. Sie sagen: Kein Mensch muß müssen; ich will nicht bloß ein Arbeitstier sein, ich will auch mal meine Erholung und mein Vergnügen haben. Dagegen kann niemand etwas sagen, wenn es mit Maßen geschieht. Aber solche Leute kommen bei all ihrem Wollen, ja gerade dadurch erst recht ins Müssen hinein. Wer seinen Gelüsten nur den kleinen Finger reicht — sie nehmen bald die ganze Hand und machen ihn zu ihrem Sklaven. Um das Müssen kommen wir einmal nicht herum, wenn wir unsere Pflichten tun, Menschenwürdiges bereiten und unsere eigenen Herren bleiben wollen. Alle sittliche Pflicht gegen unsere Mitmenschen, gegen uns selbst, unsere Berufspflichten — sie sind ein heiliges Müssen. Und dieses Müssen erst erzieht uns zur rechten menschlichen Freiheit, zum Wollen. Erst das Gehorchen führt zum Herrschen.

Die Freude ist Siegerin.

Auf einer Krankenstation eines Diakonissenhauses lag ein wilder Sozialdemokrat, ein Leugner Gottes und der Seele, des Gerichts und der Ewigkeit. Nach treuer und erfolgreicher Pflege verließ er die Station als ein nicht nur körperlich geheilter, sondern auch innerlich neu gewordener Mensch. Man fragt ihn, was die Schwester, die ihn gepflegt, denn nur getan habe, um ihn so herumzubringen. Da antwortete er „Sie hat nichts besonderes getan, sie war immer fröhlich, und als ich sie einmal voll Verwunderung fragte, wie sie es nur anfange, unter so vielem Elend und Jammer so still und fröhlich zu bleiben, da hat sie nichts weiter gesagt als: ‚Die Sonne, die mir lachet, Ist mein Herr Jesus Christ, Das was mich fröhlich machet, Ist, was im Himmel ist.' Da fing auch ich an," so schloß der bekehrte Feind der Kirche, „da fing auch ich an, mich nach der Sonne umzusehen."

Ja, die Freude ist Siegerin; denn die Freude am Herrn ist unsere Stärke. Spiegelt sich auch in unserer Art und unserem Wesen die Freudensonne so, daß andere dadurch veranlaßt werden, „sich nach der Sonne umzusehen?"

Nie wieder.

Wir leben im Zeichen der Eroberung der Luft und der aus diesem Anlaß stattfindenden Wettflüge, bei denen ja gewiß Großartiges geleistet wird, die aber, wie in letzter Zeit leider auch die Zeppeline, ihre Opfer an Menschenleben fordern. Bei einem Wettflug von Paris nach Rom stürzte der französische Flieger Andre Frey in den Alpeninnen aus beträchtlicher Höhe zur Erde. Er brach beide Beine; er erlitt zahlreiche Quetschungen und innere Verletzungen. In diesem hilflosen Zustand mußte er zwölf Stunden liegen, bis er am Abend von Truppen und Holzarbeitern, die den stundenweiten Wald nach ihm absuchten, gefunden wurde. Er hat erklärt, daß er diese Schreckensstunden nie vergessen und nie in seinem Leben wieder einen Flugapparat besteigen werde.

Den gleichen Entschluß faßte der junge französische Leutnant Princeteau, als er einen Unfall erlitt und nur wie durch ein Wunder dem Tode entrann. Niemals wieder wollte er eine Flugmaschine besteigen und sich in solche Todesgefahr begeben. Da aber kam der Tag des europäischen Rundfluges. Kühne Männer wagten den Flug durch die Lüfte und jeder wollte sein Bestes leisten. Da mag ihm das Zurückbleiben leid geworden sein, oder seine Freunde mögen ihn bestürmt haben, oder die hohen Preise und Ehren, die dem glücklichen Sieger zuteil werden sollten, lockten so unwiderstehlich, und der so ernst gemeinte Entschluß: „Nie wieder!" war vergessen, und als einer der ersten stieg er mit seinem Flugapparat wieder in die Lüfte. Was geschah? Es gab ein Unglück und er fand einen jähen Tod. Warum aber hat er sein Gelöbnis: „Nie wieder!" nicht gehalten und hat sich wieder in dieselbe Gefahr begeben, der er vor kurzem entronnen?

Nie wieder! So gelobt sich auch manch ein „Lebensflieger," dem der Flug in die Luftregionen sündlicher Lust große Gefahr oder tiefes Leid gebracht. „Nie wieder einen Tropfen Alkohol!" schwört der Trinker, nachdem er in seiner Trunkenheit an Weib und Kind eine rohe Tat begangen, die er in ernüchtertem Zustande bitter bereut und gern ungeschehen machen möchte. Aber — morgen schon fällt er der Versuchung wieder zum Opfer.

Aber noch viel häufiger haben wir es bei andern, äußerlich nicht so schwerwiegenden und folgenschweren Sünden erfahren, daß wir mit unserm ernstgemeintesten „Nie wieder!" kläglich zuschanden geworden sind. Du wolltest nie wieder eine Unwahrheit sagen, weil dir kürzlich eine offenbar gewordene Lüge große Beschämung und andere Unannehmlichkeiten bereitet hat, — und die nächste Stunde schon war wieder ein unwahres Wort über deine Lippen gekommen, um eine Vergeßlichkeit zu bemänteln oder die Höflichkeit nicht zu verletzen — nicht wahr,, so ist es nicht nur einmal schon gewesen? Von andern ähnlichen Dingen will ich schweigen; laß sie dir lieber von deinem Gewissen kundtun. Eins aber laß mich noch sagen: Daß du mit deinem aus eigener Kraft gewollten „Nie wieder!" immer wieder kläglich zuschanden werden dürftest. Denn es handelt sich im Kampfe mit der Sünde, sie mag heißen, wie sie wolle, um eine Macht, der wir nicht gewachsen sind, wenn wir nicht die Kraft von oben empfangen. Die Wahrheit des Wortes: „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen des Guten finde ich nicht," haben wir alle schon tausendmal erfahren. Gottes Wille aber ist es, daß wir aus solchem Zustande fortgesetzter Niederlagen herauskommen und mit Paulus rühmen können: „Gott sei gedankt, der uns allezeit Sieg gibt in Christo."

England.

— Eine gesegnete Propaganda. Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft (London) brauchte für ihren Jahresbericht von 1911—1912 einen Band von 800 Seiten. Das beweist, daß die Verbreitung der Bibel, wie sie nur von dieser einen Bibelgesellschaft betrieben wird, eine außerordentliche Ausdehnung hat. Die „Britische" verbreitet jetzt die Bibel in 440 Sprachen und Dialekten mit 60 verschiedenen Alphabeten. Es wurden im Berichtsjahre 968,377 vollständige Bibeln, 1,584,262 Neue Testamente, 4,841,884 Exemplare getrennter Teile der Bibel (Evangelien, Psalmen u. s. w.), also im ganzen 7,394,523 Exemplare verkauft. In Deutschland, so lesen wir in einem deutschen Blatt, wurden davon 369,362 Exemplare abgesetzt, der dritte Teil in den katholischen Gegenden des Rheinlandes, Westfalens, Schlesiens, Bayerns und des Elsaß. Es ist daher wahrscheinlich, daß ein großer Teil dieser Bibeln auch in die Hände nicht nur der deutschen Katholiken, sondern auch in die Hände der Katholiken anderer Länder gelangt ist. Unter den in Deutschland verkauften Bibeln waren 31,000 in deutscher Sprache, aber nach Uebersetzung katholischer Autoren, 2,563 in französischer, 3,181 in tschechischer, 4,069 in italienischer, 25,568 in polnischer, 5,140 in ungarischer, 3,104 in slowenischer und 6,480 in litauischer Sprache abgefaßt. Gerade unter den katholischen Arbeitern finden die Sendboten der Bibelgesellschaft ihre besten Abnehmer. In Italien wurden 108,972 Exemplare verkauft. während es im vorhergehenden Jahre 91,329 und 1908 nur 76,315 Exemplare waren. Die ultramontane Presse ist darüber ungehalten, daß in katholischen Ländern so viele heilige Schriften durch die Vermittelung der protestantischen Bibelgesellschaft gekauft werden, trotzdem es doch solche sind, deren Uebersetzung von katholischen Autoren stammt. Aber noch jüngst wurde von katholischer Seite selbst geklagt, daß es nicht einmal eine billige katholische Ausgabe des Neuen Testaments gebe; es ist daher kein Wunder, daß Katholiken nach der Ausgabe der Bibelgesellschaft greifen.

Wbl.

Tiefwasser.

Ein Passagier auf einem großen Dampfer zwischen Europa und Amerika ging eines Tages heftig auf dem Verdeck auf und ab. Es war ihm der Gedanke durch den Kopf geschossen: „Wie, wenn wir auf einmal einen Schiffbruch erleiden würden?" Er geht auf den Kapitän zu und fragt: „Gibt es in diesen Gewässern auch Klippen?" „Jawohl, mein Herr," war die Antwort. Großer Schrecken malte sich auf dem Gesichte des Passagiers, und er fragte ängstlicher: „Aber wissen Sie denn, wo die Klippen sind?" „Nein, das weiß ich nicht," erwiederte der Kapitän. „Was," rief der Mann in höchster Seelenangst, „das wissen Sie nicht und bleiben so ruhig? Da können wir ja jeden Augenblick auffahren und zerschellen." Der Kapitän lächelte und antwortete mit größter Ruhe: „Ich weiß, wo Tiefwasser ist."

Das Menschenleben hat viele Klippen, aber wer nur sehen will, weiß, wo Tiefwasser ist, wo sein Lebensschiff ruhige Fahrt hat und im sicheren Hafen landet. Im lebendigen Glauben ist Tiefwasser, aber die glaubenlose Welt ist klippenvoll. Gar mancher hat hier schon Schiffbruch gelitten.

Steinbach Past.

Gott erhört Gebete.

Welch eine Wolke von Zeugen haben wir, daß Gott Gebete erhört! Von Jesus an, der zu seinem Vater spricht: „Ich weiß, daß du mich allezeit hörest!" bis auf Georg Müller in Bristol, der nie einen Menschen um eine Gabe anging, für seine Waisenkinder, sondern mit seinen Gebeten sich stets an Gott wandte, um es der Mitwelt zu beweisen, daß Gott heute noch Gebete erhöre. Und ein Gleiches wird jeder erfahren, der ein rechter Beter ist, der im Namen und im Geist Jesu betet, der nicht nur hin und wieder, sondern anhaltend und in allem Ernst betet. Wohl kann es sein, daß Gott auf andere Weise erhört, als wir es gerne möchten; wir bitten z. B. um irdische Güter, aber er gibt himmlische; wir bitten um Befreiung vom Kreuz, statt dessen gibt er Kraft und Geduld zum Tragen desselben; wir bitten um Erlösung aus der Hand unserer Feinde, aber er schenkt Liebe und Geduld, ihre Bitterkeit zu ertragen, auf ihre Häupter feurige Kohlen zu sammeln. Aber ist das nicht auch Erhörung? Ganz gewiß, eine viel herrlichere und wertvollere Erhörung, als wenn er uns vom leiblichen Uebel erlöst. O möchten es doch alle unsere Leser an sich persönlich erfahren: „Gott erhört Gebete!"

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für Amerika $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

3. Oktober 1917.

Editorielles.

— In der vorigen Nummer lese man auf der 10. Seite am Anfang des untersten Paragraphen der ersten Spalte statt „Kongreß-Sekretär": Kriegssekretär. Der Fehler ist vom Korrekturleser übersehen worden.

— Der „The Berne Witness" berichtet, daß von 42 Mann, die zum Dienst in der National Armee einberufen waren, sich nur 40 bei der örtlichen Militärbehörde in Decatur gemeldet hatten. Die beiden nicht Gemeldeten sind David D. Schwartz von Berne und Orval Wells von Decatur. Schwartz, welcher ein Glied der Amischen Kirche ist, benachrichtigte die Behörde gestern morgen, daß er sich nicht stellen auch nicht mit den übrigen nach dem Camp gehen werde. Wells hatte sich überhaupt nicht hören lassen, sich auch nicht zur körperlichen Untersuchung gestellt. Die Bundesbehörden haben diesen Fall aufgenommen. — Es ist bedauerlich, daß es so gehen muß. Wir sind begierig zu erfahren, wie die Sache gelöst werden wird.

—Heute erhielten wir einen Brief von Br. Korn. K. Klassen in Sibirien mit der Mitteilung, daß er die Gabe von 476 Rubel und 66 Kop., welche im Herbst vorigen Jahres durch uns an ihn geschickt wurde, erhalten und uns von dem Empfange derselben seinerzeit benachrichtigt hat. Wir schrieben dieser Sache wegen mehreremal, konnten aber keine Antwort bekommen. Die Ursache, daß er jetzt geschrieben, war unser Brief vom 26. Januar dieses Jahres, den er den 7. Juni erhalten hat. In diesem Brief fragten wir ebenfalls des Geldes wegen an, und so erfuhr er im Juni erst, daß sein Brief uns nicht erreicht hatte. Er schreibt, daß er nach Empfang des Geldes an seine Brüder Abraham und Peter Klassen in Herbert, Saskatchewan, geschrieben habe, aber auch von ihnen sei keine Nachricht gekommen. Er dankt herzlich im Namen der Armen für die es sehr schlimm geworden wäre, wenn „der liebe Herr uns nicht so geholfen hätte; aber es sieht auch jetzt traurig aus, denn der Sturm hat unsere Frucht beinahe vernichtet. Aber wir wollen auf den Herrn hoffen, der da sagt, er will uns nicht verlassen."

— Es werden oft Stellen aus dem Buch des Propheten Daniel angeführt, teils um auf die Charakterfestigkeit Daniels und seiner Freunde aufmerksam zu machen, teils um die dem Daniel gezeigten Gesichte zu erklären und ihre Deutung zu finden. Da augenscheinlich die Blicke desjenigen Teils der Menschheit, welcher irgend einen Zusammenhang zwischen Bibel und Weltereignissen sieht, auf dieses Buch gerichtet sind, so erlaubt man uns wohl einige Bemerkungen über Daniel und seine Freunde, von denen wir in der letzten Zeit in der Sonntagschule manches gehört haben. Wir finden gleich im ersten Kapitel, daß Daniel und seine Freunde ganz allein unter all den jungen Männern, die mit ihnen aus dem königlichen Stamm gewählt waren, mit Namen genannt werden. Der Grund dafür ist, wie wir leicht sehen können, daß sie sich weigerten, in allen Dingen blindlings zu tun, was von ihnen verlangt wurde. Sie wollten nicht von des Königs Speise essen noch von seinem Wein trinken, der für sie bestimmt war, nicht etwa, weil ihnen diese Speise und Trank zu gering waren, sondern weil es nach den jüdischen Satzungen eine Verunreinigung bedeutete, davon zu essen und zu trinken. Die Furcht, beim Könige in Ungnade zu fallen, wenn ihre Angesichter weniger gut aussehen würden als die der andern Knaben, scheint bei ihnen nicht bestanden zu haben, desto mehr aber die, aus Gottes Gnade zu fallen. Um dieser Ursache willen wendeten sie sich erst an den obersten Kämmerer und baten um Abänderung des Speisezettels, und als sie bei diesem nicht Erfolg hatten, setzten sie dem Manne, dem ihre Verpflegung aufgetragen war, solange zu, bis er mit ihnen einen Versuch, vorerst auf zehn Tage, machte. Das Ergebnis war zufriedenstellend, und die gewissenhaften jungen Männer erhielten fortan die Speise, die sie ohne Gewissensbedenken essen durften. Sie hatten für ihre Ueberzeugung etwas gewagt und den Sieg davongetragen. Wir wissen nicht ob die andern jungen Männer auch Bedenken gehabt haben inbezug der königlichen Speise, aber wenn sie solche hatten, so haben sie wohl gedacht, sie seien es dem Könige schuldig, die Anordnungen desselben genau zu befolgen, und vielleicht haben sie gedacht, daß es auch weiser sei, sich den Weg aufwärts zu hohen Ehren nicht durch allzugroße Gewissenhaftigkeit in religiöser Hinsicht zu versperren. Wenn sie solche Gedanken gehabt haben, so haben sie sich gründlich geirrt, denn wir sehen, daß am Ende der vom Könige festgesetzten Zeit, Daniel und seine Freunde allen andern vorgezogen wurden. Wir erfahren auch weiterhin nicht, wie die übrigen jungen Männer mit Namen hießen. Sie waren gewiß gute, brauchbare Männer und wurden später tüchtige Beamten, aber an ihnen war nichts, das sie mit in die Reihe derer erhob, deren Namen in der Bibel genannt sind.

— Als der König Nebukadnezar ein goldenes Bild hatte machen lassen und den Befehl gegeben, daß auf den Schall der Musikinstrumente jedermann niederfallen solle und das Bild anbeten, wurden die drei Freunde Daniels verklagt, daß sie des Königs Gebot verachteten und seine Götter nicht ehrten, auch das goldene Bild nicht anbeteten. Der König ließ sie fordern, stellte sie zur Rede und gab ihnen noch einmal Gelegenheit, ihren Gehorsam ihm gegenüber zu beweisen, wenn sie wollten: drohte aber, wenn sie nicht niederfallen würden auf das gegebene Zeichen, so sollten sie in den glühenden Ofen geworfen werden. „Laßt sehen," sagte der König, „wer der Gott sei, der euch aus meiner Hand erretten werde!" — Schlimm genug sahe die Sache aus für die drei Männer, aber sie blieben fest und antworteten: „Siehe, unser Gott, den wir ehren, kann uns wohl erretten aus dem glühenden Ofen, dazu auch von deiner Hand erretten. Und wo er es nicht tun will; so sollst du dennoch wissen, daß wir deine Götter nicht ehren, noch das goldene Bild, das du hast setzen lassen, anbeten wollen." Diese waren nicht ungehorsame, ungetreue Diener des Königs oder Aufrührer und Rebellen, sondern treue, angesehene Beamten desselben und von dem Könige als solche anerkannt. Wir dürfen überzeugt sein, daß sie in allen Dingen des Königs Gebote beachteten solange es nicht von ihnen forderte etwas zu tun, das ihr Gewissen verletzte. Wären sie nicht als wirklich treu erfunden worden, hätte der König sie sicher nicht „über die Aemter im Lande zu Babel gesetzt," wie ihre Feinde dem Könige vorhielten. Aber nun verlangte der König etwas, das ihnen nicht recht vorkam oder, von dem sie überzeugt waren, daß es nicht recht war, und da waren sie fest entschlossen, das Gebot nicht zu beachten. Sie waren nicht sicher, daß der Herr sie aus dem glühenden Ofen oder aus der Hand des Königs erretten werde, aber sie wußten sicher, daß der Herr es tun könne, wenn er es wolle, und überließen diese Sache ihm. Sicher hat mancher der jungen Leute, welche heute eingezogen worden sind oder erwarten eingezogen zu werden, sich oft in Gedanken vorgestellt, wie er den ihn erwartenden Schwierigkeiten zu begegnen haben werde, und je mehr er daran gewöhnt ist, seinem Gewissen zu folgen, einem Gewissen, das durch dein Einfluß des heiligen Geistes auf die Forderungen des Gesetzes Christi eingestellt ist, desto ernster wird er die Sache

nehmen. Es wird schwer werden, auch wenn kein glühender Ofen droht; aber die Ueberzeugung, daß Gott ihre Sache ordnen kann, so wie es ihnen gefällt, wenn er will, — und gewiß sie so ordnen wird, daß es zu ihrem Besten gereicht, kann ihren Mut oben erhalten. Besonders wichtig ist es, daß man in allen Lagen gewiß ist, daß man auf Gottes Seite steht; man braucht dann nicht zu fürchten, daß man alles verderben wird. Gott will, daß wir der Obrigkeit gehorchen, soweit sie nicht mit ihren Geboten zwischen uns und unsern Gott tritt, wo dies aber geschieht, da wissen wir nach den Worten der Apostel, daß wir Gott mehr gehorchen müssen, denn den Menschen. Es wäre aber zu wünschen, daß in all ihren sonstigen Aufgaben, solchen die nicht wieder Christi Gebote streiten, unsere jungen Männer möchten eine Treue und Gewissenhaftigkeit an den Tag legen, die sie über andere ihresgleichen erheben würde, nicht um für sich selbst Ruhm und Ehre zu gewinnen, sondern damit Christus durch sie verherrlicht werde.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Johann C. Wiebe berichtet, daß er von Winkler wegzieht, daher die Rundschau nach Laird, Saskatchewan, geschickt haben will.

Maria Wiebe, schreibt: „Bitte, meine Adresse zu ändern von Lushton nach Henderson Nebraska. Ich kann berichten, daß wir jetzt schönes Wetter haben. Es regnete mehreremal. Jetzt wird sehr Weizen gesät. Die Kinder gehen zur Schule. Eure Mitpilgerin Maria Wiebe.

A.J. Flaming, Medford, Oklahoma, schreibt den 16. September: „Liebe Rundschau und Leser! Ich wünsche euch den Gruß des Herrn: Friede sei mit euch! Wir sind gesund und haben viel, ja sehr viel Arbeit mit dem Zubereiten des Landes zu Weizen, denn infolge des vielen Regens wird das Land wieder grün von Streuweizen und Unkraut. Meine Adresse wird fernerhin Renfrow, Oklahoma sein statt Medford, denn wir ziehen auf unsern gekauften Platz."

Julius Siemens, Fresno, California, schreibt: „Nächste Woche reise ich in Gesellschaft meiner Frau auf einige Wochen nach Ost Washington, wo wir seinerzeit unser Heim hatten. Die Ernte dort wurde auch, weil sie so spät war, von der Hitze stark mitgenommen, doch hat man noch von 10 bis 20 Buschel Weizen vom Acre gedroschen. — Unser Heim ist noch Fresno, doch die Landgeschäfte in Washington gehen besser als hier, und so bin ich den letzten neun Monaten sechs Monate in Washington gewesen und werde diesen Herbst wieder dort sein. Wer mich wegen Land in der Mennoniten-Ansiedlung bei Menno und Schrag schreiben oder aufsuchen möchte, der schreibe an mich nach **Lind, Washington,** oder komme dahin auf der Northern Pacific Ry. oder auf der Milwaukee-Bahn. — Achtungsvoll, Julius Siemens."

H. A. Wiens, Inman Kansas, schreibt: „Freude wechselt hier mit Leid
Nicht hinauf zur Herrlichkeit
Dein Angesicht!
So ist unsere, wenigstens meine Herzensstellung. Gestern war hier in der Nähe eine Hochzeit, an der ich aber meiner Schwäche wegen nicht teilnehmen konnte. Aber den 19. war auf vielen Stellen wohl ein Trauertag: Es waren 12 junge Männer, die da abreisten nach Camp Funston. Daran nahm ich Teil mit Tränen und Gebet und bin noch angegriffen. Es waren darunter nahe Anverwandte und andere, die da zum vollen Waffendienst gezogen wurden (Englische). Möge es Gott gefallen, bald das Ende des so schrecklichen Krieges herbeizuführen. Alle diese jungen Männer waren höchst verlegen gewesen, und wer hat nicht ein Herz voll Mitleid über sie? Die Hochzeit war den 20. bei Gerhard Dörksens; ihre Tochter und Witwer Johann J. Klassen traten in den Ehestand. — Ich wollte versuchen, mit Tinte zu schreiben, es geht aber nur kümmerlich (Falls es mit dem Bleistift besser geht, dann bitte nur einfach mit Bleistift zu schreiben ich kann es gut lesen. Ed.) Möge auch in dieser so aufgeregten Zeit die Rundschau ihr Fortbestehen behalten zu des Herrn Preise. Gruß an Editor und Leser.

Adreßveränderungen.

Ambrose Miller, Warman, ferner Aberdeen, Saskatchewan.

Theo. P. Klassen, Chinook, Montana, ferner Mountain Lake, R. 3, Minnesota.

Jacob G. Wiens, Aberdeen, Idaho, ferner American Falls, Idaho.

Mrs. Johann P. Peters, Warden, Wash., ferner Chinook, Montana.

Jacob J. Neufeld, Main Centre, Sask., nach dem 1. Oktober: Gouldtown, Saskatchewan.

John S. Friesen, Meade, Kansas, ferner Garden City, Star Route, Kansas.

Hölle — Verdammnis — Ewigkeit.

Von Matth. Wittenwyler.

Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, denen der schmale Weg zum ewigen Leben, wie Jesus denselben lehrt, nicht paßte, daher lieber falsche Lehren predigten und denselben anhingen. Sie trösten sich und andre damit, daß man in der Sünde fortleben und am Ende doch noch selig werden könne, indem sie den Leuten vormachen, daß **nach dem Tode noch Gelegenheit geboten werde zur Vorbereitung,** wie solches von den Wiederbringern sowie von Rom aus gelehrt wird, während andere die Sünder trösten mit der Lehre, daß die Verdammnis nicht ewig sei und Hölle nur das Grab bedeutet. Beides soll dazu dienen, dem Menschen in fleischliche Sicherheit einzuwiegen, damit er die Zeit seines Heils versäume, um endlich unrettbar dem ewigen Tode anheimzufallen.

Es wird gesagt: Hölle bedeute das Grab, doch wenn Jesus sagt (Matth. 10, 28): „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten. Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle," kann es keiner redlichen Seele einfallen, daß Hölle hier das Grab bezeichne. Betrachten wir, wie die Worte „Himmel" und „Hölle" in der Schrift uns vorgeführt werden, so sehen wir klar, daß dieselben Worte gebraucht werden, so daß, was die Dauer derselben anbetrifft, kein Unterschied gemacht ist, demgemäß die Ewigkeit der Hölle mit der Ewigkeit des Himmels gleichbedeutend ist. Sonderbarerweise wird die Fortdauer der Seligkeit nur selten oder gar nicht beanstandet, und wo diese steht, muß auch die andere Seite stehen bleiben.

Wäre das Grab die Hölle, der Ort der Verdammten, so läßt es sich nicht einsehen, wozu wohl der Herr (Matth. 10, 28) warnen würde in den Worten: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten mögen, sondern fürchtet euch vor dem, der die Macht hat, die Seele zu werfen in die Hölle." Ja, sagt jemand, das ist der Teufel, der diese Macht hat und der deshalb zu fürchten ist. Aber hätte er diese Macht, so würde er jedenfalls die Frommen aus dem Wege zu räumen suchen, wie dasselbe in den Christenverfolgungen alter und neuer Zeit geschehen ist. Jene konnten den Leib töten, aber die Seelen der Blutsgewaschenen gingen ins ewige Leben ein.

Was schadet es dem bewährten Gottesmann Wiclif, daß seine Feinde in ihrer ohnmächtigen Verfolgungswut seine Gebeine aus dem Grabe holten, um sie öffentlich zu verbrennen? Er empfand deswegen keinen Schmerz. Gott hat das Gericht seinem Sohne übergeben, der wird die Gottlosen zur Rechenschaft ziehen; derselbe wird an jenem großen Tage sagen zu denen zu seiner Linken: „Gehet hin, ihr Verfluchten, ins ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln." Matth. 16, 18 zeigt ebenfalls, daß das Wort „Hölle" nicht das Grab sein kann, wenn Jesus zu Petrus spricht: „Auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Mark 9, 43—45 heißt es: „Es ist besser, daß du lahm zum Leben eingehest, denn daß du zwei Füße habest und werdest in die Hölle geworfen, in das ewige Feuer." So auch Luk. 16, 22—24 heißt es von dem reichen Manne: „Er starb und ward begraben, aber in der Hölle hob er seine Augen

auf" usw. Wer will nun sagen, dieses geschehe im Grabe?

Doch es wird auch gesagt: Die ewige Verdammnis vertrage sich nicht mit der göttlichen Gerechtigkeit. Dazu sagt die Schrift: „Sie haben Mose und die Propheten, laß sie diese hören" (Luk. 16, 28).

Gott sagt durch Hesekiel 33, 11: „So wahr als ich lebe, ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern viel mehr, daß sich der Gottlose bekehre und lebe," und frägt noch: „Warum wollt ihr sterben, ihr vom Hause Israels? Mose sagt (5. Mose 30, 15): „Siehe, ich habe euch vorgelegt Segen und Fluch, daß ihr das Leben wählen sollt." Noch andere sagen: „Gott ist die Liebe, wie kann er einen Sünder verdammen in Ewigkeit?"

Daß Gott die Sünder liebt, hat er klar bewiesen in dem, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, der zu uns kam, um uns zu retten, von Sünden zu erlösen und selig zu machen.

Um unsre Errettung zu bezwecken, erniedrigte er sich selbst und nahm Knechtsgestalt an sich, und duldete allerlei Ungemach sein ganzes Leben lang und starb den schmerzhaftesten Tod am Kreuze, gab sein Blut und Leben als Lösegeld für die Sünderwelt, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben sollen. Und diese unschätzbare Gabe bietet er an, frei und umsonst; aber trotzdem wird diese köstlichste aller Gaben verschmäht. Was kann aber nun für Verächter die Folge sein, als daß sie im Tode der Sünden und Uebertretung bleiben und daher rettungslos verloren sind!

Es ist nicht die Menge der Sünden, noch die Größe der Schuld, welche diese endlose Qual nach sich zieht, sondern das Verachten dieser angebotenen Gnade; denn das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes macht rein von aller Sünde, daher sagt der Apostel auch (Ebr. 2, 3): „Wie wollen wir entfliehen, so wir eine solche Seligkeit nicht achten?" Wohin fliehen, wenn die Stürme des Todes und des Geistes hereinbrechen? Wenn wir dem Lebensfürsten die Türe verschlossen in der Gnadenzeit, wer steht dann für uns ein? Daher, suche Jesum und sein Licht, alles andre hilft dir nicht!

Chr Botsch.

Ersatz für Corn.

(Rundschreiben des Ackerbaudepartements.)

Die Farmer können mit weniger Corn auskommen wenn sie statt dessen anderes Futter verfüttern. Durch Weide und Rauhfutter kann ein Viertel bis die Hälfte von Corn gespart werden; es gibt aber noch andere Futtermittel, die vortheilhaft an die Schweine verfüttert werden können. Wenn die Schweinezüchter sich mit den Fabrikanten von Futterstoffen in Verbindung setzen, so können sie mancherlei Ersatzmittel finden. Dadurch, daß man Corn bei der Schweinefütterung spart, gewinnt man mehr Nahrung, die für Menschen benützt werden kann.

Es werden im Nachfolgenden Futtermittel genannt, die die Stelle des Corns einnehmen können, jedoch sind immer die relativen Futterkosten in betracht zu ziehen, um zu ergründen, ob es vorteilhaft ist, solche Futterstoffe zu verwenden. Hier ein Beispiel: Ein Pfund Futter, das vier Fünftel des Nährwerthes von Corn darstellt, muß ein Fünftel weniger kosten als Corn, um gleich vortheilhaft verfüttert werden zu können:

Hafer, wenn zerquetscht, hat drei Fünftel des Nährwerthes von Corn, und kann vortheilhaft die Stelle des Corns einnehmen, wenn das Pfund Hafer zwei Fünftel billiger ist als ein Pfund Corn. Für Mastschweine sollte der Hafer anfangs aber nicht mehr als zwei Drittel der Futterration bilden, in den letzten vier oder fünf Wochen ist der Hafer so zu vermindern, bis die Thiere zuletzt keinen mehr bekommen. Der Hafer ist ein ausgezeichnetes Beifutter und eignet sich ausgezeichnet für Zuchtschweine.

Gerste, wenn zerquetscht, ist ein ausgezeichnetes Schweine-Futter und kann die Stelle des Corns einnehmen, selbst wenn die Gerste Pfund für Pfund so viel kostet wie das Corn.

Roggen kann, wenn er neun Zehntel so viel kostet wie Corn, anstatt Corn verfüttert werden. Man sollte den Roggen zerquetscht oder in Gestalt von Schrot verfüttern, am besten als Sauffutter.

Weizen, welcher vom Frost sonstwie beschädigt wurde, daß er nicht für Brodzwecke zu gebrauchen ist, kann die Stelle von Corn einnehmen, wenn er denselben Preis hat; man läßt ihn mahlen oder zerquetschen und weicht ihn am besten ein.

Emmer oder Spelz kann anstatt Corn benützt werden, wenn er pro Pfund drei Zehntel weniger kostet. Derselbe sollte nur gemahlen verfüttert werden mit concentrirtem schweren Mehlfutter. Eine Mischung von Corn und Emmer ist besser als Emmer allein.

Körner — Sorghum, Kaffir, Milo und Feterita können statt Corn verfüttert werden, wenn sie etwas billiger sind als letzteres; sie sollten gemahlen und als Mehlfutter verfüttert werden.

Buchweizen kann die Stelle von Corn einnehmen, wenn er pro Pfund ein Zehntel weniger kostet; sollte gemahlen und mit anderem Futter vermischt werden, weil Buchweizen allein schlechtes Schmalz erzeugt.

Millet (Hirse) kann die Stelle von Corn einnehmen, wenn er ein Viertel billiger ist. Man läßt ihn mahlen und verfüttert ihn mit Futter, das viel Eiweiß enthält. Eignet sich schlechter für die Schweinmast bei kalter Witterung, und erzeugt weichen Speck.

Ausgelesene Bohnen, wenn sie weniger kosten als Corn, können statt dessen verfüttert werden. Bohnen erzeugen weiches Fleisch und sollten gekocht verfüttert werden. Man benützt sie am besten nur zur Hälfte als Ersatz für Corn, um mehr und festeres Fleisch zu erzeugen.

Hominy-Futter oder Mehl nennt man den Abfall aus den Hominyfabriken; es ist ein ausgezeichnetes Futter für Schweine und kann statt Corn verfüttert werden, selbst wenn der Preis desselben 7 1-7 des Cornpreises (Pfund für Pfund gerechnet) beträgt.

Weizennachmehl (Middlings oder Shorts) ist der Abfall von Mahlmühlen und ein Ersatzmittel für Corn, wenn der Preis 1 1-10 des Cornpreises beträgt; ersetzt den Stickstoffgehalt anderen Futters, wenn gemischt verfüttert. Das Futter ist ausgezeichnet, wenn Thiere an Darmbeschwerden leiden. Eiweiß braucht nicht durch anderes Futter ersetzt werden, da aber das Futter arm ist an Kalk, sollte solcher verabfolgt werden.

Reis-„Polish" ist der Abfall aus Reismühlen und kann statt Corn benützt werden, selbst wenn es ein Viertel pro Pfund mehr kostet als Corn. Man muß dieses Futter 12—28 Stunden einweichen, um Durchfall zu vermeiden. Schweine, welche längere Zeit dieses Futter erhalten, verlieren den Appetit; diesem beugt man vor, wenn man zu gleicher Zeit abgerahmte Milch verfüttert.

Reiskleie ist ebenfalls Abfall aus Reismühlen und kann statt Corn verfüttert werden, wenn es ein Zehntel billiger ist als Corn. Da das Futter bauschiger ist als Corn und mehr Eiweiß enthält, so geht die Mast langsam voran. Es kann im Sommer kaum verfüttert werden, weil es leicht ranzig und durch Wiebel verunreinigt wird.

Gerstenfutter ist ein Nebenproduct, das bei der Herstellung von Pearl Barley und Gerstenmehl gewonnen wird. Es hat denselben Futterwerth wie eine Mischung von Weizenkleie und Nachmehl, und kann statt Corn verfüttert werden, wenn es denselben Preis hat.

Erbsenmehl kann die Stelle von Corn einnehmen, wenn es ein Zwölftel mehr kostet als Corn. Braucht keinen Ersatz an Eiweiß, sollte aber mit bauschigerem Futter verfüttert werden und eignet sich als theilweises Ersatzmittel. Man gewinnt gutes Fleisch.

Broomcorn-Abfall oder die Köpfe (Rispen) können vortheilhaft an Schweine verfüttert werden und haben ungefähr denselben Futterwerth wie Hirse.

Unkrautsamen oder Abfall aus Mühlen und Elevators können zwei Drittel des Corns ersetzen. Dieses Futter sollte geschrotet und gekocht werden.

Crackerabfall aus Fabriken kann die Körnerration bis zur Hälfte ersetzen; kann trocken oder angefeuchtet verfüttert werden, da es aber salzig ist, so müssen die Schweine mehr Wasser saufen. Das Futter führt leicht zur Verstopfung und sollte mit Oelkuchenmehl oder Kleie verfüttert werden; im Sommer beugt die

grüne Weide der Verstopfung vor.

Abfall aus Bäckereien bildet ein Ersatzmittel für Corn, wenn man das Futter billig kaufen kann.

Küchenabfälle eignen sich für Schweine, man muß aber darauf achten, daß keine Seife, Waschpulver oder Scherben darin enthalten sind.

Blackstrap-Molasses kann statt Corn verfüttert werden, wenn der Preis ein Drittel geringer ist.

Es gibt noch verschiedene andere Producte und Abfälle, wie z. B. der Abfall aus Conservenfabriken, die sich für Schweine eignen. Man muß aber bedenken, daß dieses Futter bauschig ist, und daß die Schweine solches Futter weniger vortheilhaft verwerthen können wie das Rindvieh.

Die Bundesregierung beabsichtigt die Mobilisirung der Viehzuchtindustrie.

Die Bundesregierung steht im Begriff, die Viehzuchtindustrie des Landes zu mobilisiren, um das Volk während der Dauer des Krieges mit Fleisch zu versorgen und die Viehsucht im allgemeinen zu heben. Der Ackerbausecretär Houston und der Nahrungsmitteladministrator Hoover ernannten ein Executivcomite bestehend aus Gifford Pinchot, bisher Chef des Forstdepartments, George M. Rommel und B. H. Rawl vom Ackerbauamt, und P. C. Lastater. Dem Generalcomite wurden acht Herren aus Chicago beigezählt.

Die Regierung verfolgt bei diesem Unternehmen folgende Ziele:

1. Die Zuchtthiere sollen für Zuchtzwecke in Zukunft erhalten werden, damit es nach dem Kriege nicht an Zuchtvieh gebricht.

2. Die Viehzucht soll systematischer betrieben und deshalb geregelt werden, so daß die Bürger des Landes und die Soldaten im Felde (die amerikanischen wie auch die der Verbündeten) vortheilhaft mit Fleisch versorgt werden können.

3. Andere Nationen müssen mit Zuchtvieh jetzt und in Zukunft versorgt werden, man will sich vorbereiten, um der Aufgaben gewachsen zu sein.

4. Nahrungsmittel ,die für den menschlichen Genuß unbrauchbar sind, sollen (durch eine bessere Vertheilung) als Viehfutter Verwendung finden, um in Milch und Fleisch umgewandelt zu werden.

5. Durch eine bessere Vertheilung des Viehs soll die Production in wirtschaftlicher Weise gesteigert werden. (Unter anderem besteht die Absicht, tausende von Rindern, Schafen und Schweinen aus dem Westen nach kleinen Farmen in mittleren und südlichen Staaten zu schaffen, wo sonst bedeutende Mengen Futter verfaulen würden.)

Es wird darauf hingewiesen, daß der Viehstand Europa's während des Krieges sehr zurückgegangen ist. Man schätzt die Abnahme auf 28,000,000 Stück Rindvieh. 54,000,000 Schafe und 32,000,000 Schweine, sodaß die europäischen Länder auch nach dem Kriege noch ungeheure Mengen von Fleisch aus den Ver. Staaten importiren müssen. Dazu kommt dann noch eine große Nachfrage für Zuchtthiere bis derViehstand wieder einigermaßen normal geworden ist.

(Associated Press Telegram)

(Associated Press Telegram)

Washington, 2. September. Präsident Wilson hat an Samuel Gompers, den Präsidenten der American Federation of Labor und Vorsitzenden der American Alliance for Labor and Democracy, einen Brief gerichtet, in dem er den Zielen und Zwecken der Konferenz, die der Verband am nächsten Dienstag in Minneapolis abhalten wird, seine herzliche Zustimmung erteilt und besonders Gewicht legt auf die Aufgabe, die sich der neue Bund gestellt hat, nämlich die Unterdrückung der Unloyalität.

In dem Briefe, der heute, am Vorabend des Arbeitertages, veröffentlicht wurde, wird über diejenigen der Stab gebrochen, die den Kriegsgründen und Beschwerden der Vereinigten Staaten keine Beachtung schenken. Eine Nation, heißt es, deren Bürger unter ihrer eigenen Flagge heimtückisch ermordet wurden, deren Nachbarn die Aufforderung erhielten, ihr Gebiet zu erobern, und deren Geduld bei der Geltendmachung des Anspruches auf Gerechtigkeit und Humanität durch die schamloseste Politik der Grausmkeit und Hinterlist erschöpft wurde, hat allen Grund, sich zu verteidigen. Sehe sie das nicht ein, dann kenne sie sich selbst nicht.

„Während unsere Soldaten und Seeleute," schreibt der Präsident unter anderem, „ihr männliches Werk verrichten, um die Reaktion in ihrer brutalsten Form zurückzuhalten, müssen wir in der Heimat den organisierten und einzelnen Bemühungen jener gefährlichen Elemente entgegenarbeiten, die ihre Unloyalität hinter einem Schleier oberflächlicher und ausweichender Phrasen verbergen."

Als Redner stehen außer Gompers auf dem Programm der Konferenz John Hall, der Präsident, des Arbeiterverbandes von Minnesota, Gouverneur Burnquist, Rabbiner Stephen E. Wise und andere.

Schiffbau der Ver. Staaten.

Washington, 1. Sept. Bei allen Schiffahrtsnationen der Welt herrscht eine fieberhafte Tätigkeit um für den Verkehr nach Beendigung des Krieges gerüstet zu sein, und die Vereinigten Staaten nehmen an dieser Tätigkeit die erste Stelle ein, weil die Fazilitäten und die Mittel zur Schaffung einer großen Handelsmarine vorhanden sind. Vorläufig beschäftigen sich alle Werften der Vereinigten Staaten, die nicht mit dem Bau von Kriegsschiffen beschäftigt sind, mit dem Bau von Frachtschiffen, und in dieser Hinsicht hat der Süden in letzter Zeit einen riesigen Aufschwung genommen. Die Bundesschiffsetatbehörde fordert von der Gesetzgebung riesige Summen, um das Schiffbauprogramm durchzuführen, denn der amerikanische Handel bedarf einer großen Anzahl von Schiffen, um amerikanische Waren der ganzen Welt zuzuführen.

Aus den verfügbaren Geldern wird die Fleet Corporation zunächst etwa 100 Schiffe in den Regierungsbauhöfen fertig stellen lassen, um 150 weitere sofort in Angriff zu nehmen, nachdem die neue Milliarden-Dollar-Bewilligung erfolgt ist. Die Totalkosten dieser Erbauung liegen zwischen 300,000,000 und 400,000,000 Dollars. Wenn diese Tonnage fertig gestellt ist, bedarf es nur der Bewilligung von weiteren Mitteln, um die Tätigkeit mit gleicher Schnelligkeit fortzusetzen.

Die große Schiffsknappheit, die in England herrschen wird, dessen Schiffahrt den größten Teil des Welthandels kontrolliert hat, wird der amerikanischen Schiffahrt bei der Beförderung von amerikanischen Waren nach Südamerika und auch nach anderen Ländern zugute kommen, und die Regierung hält jetzt die Zeit für geeignet, um der amerikanischen Handelsmarine den Rang zu geben, den sie bei dem großen Handelsverkehr der Vereinigten Staaten längst hätte einnehmen sollen. Auf den Bau von Passagierdampfern wird in dem Schiffsbauprogramm wenig Gewicht gelegt, doch mag die Zeit kommen, daß in dieser Hinsicht nach der Schaffung einer Handelsmarine für den Handelsverkehr Rat geschaffen werden wird. Es wird verschiedene Jahre dauern, um das Schiffsbauprogramm der Bundesschiffahrtsbehörde durchzuführen, folglich täuschen sich diejenigen, die der Ansicht sind, daß in den amerikanischen Schiffsbauhöfen nur für den Krieg gearbeitet wird.

Wie aus zeitweiligen Berichten aus England, Frankreich und Italien zu ersehen ist, sind diese Länder ebenfalls bestrebt, ihre Handelsmarine für normale Zeiten instand zu setzen. Frankreich und England haben sich Amerika zugewendet, um ihre Handelsmarine zu ergänzen; aber auch in den Schiffbauhöfen dieser Länder hat man sich mehr und mehr dem Bau von Handelsschiffen zugewendet, und Italien hat durch eine Vereinigung von Schiffsgesellschaften den Weg gebahnt, um die Handelsmarine zu stärken, und jetzt kommt die Nachricht, daß Venedig aus seinem langjährigen Stillstand inbezug auf Schiffahrt aufgewacht ist und Vorbereitungen trifft, um den Hafen für die moderne Schiffahrt auszubauen.

Was die neutralen Länder anbetrifft — Dänemark, Norwegen, Schweden und Spanien —, so herrscht dort ebenfalls eine fieberhafte Tätigkeit, um für den Verkehr nach dem Kriege bereit zu sein. Schweden, das in der Schiffahrt gegen die anderen Länder rückständig war, macht jetzt besondere Anstrengungen „um „mittemang" zu sein, und die Regierung hat für den Schiffsbau Gelder vorgestreckt, damit er nicht zu sehr hinter den anderen Ländern zurücksteht. Holland entwickelt von den neutralen Ländern die größte Tätigkeit, aber Norwegen und Spanien sind ebenfalls nach Kräften bestrebt, ihre Handelsmarine zu vergrößern. Der Krieg war für alle Schiffahrtsländer ein Lehrmeister,

Für Konservation von Droguen.

Ein Kampagne zur Verhütung der Vergeudung von Droguen, Chemikalien und biologischen Produkten ist von dem Sanitäts-, Medizin- und Rote Kreuz-Departement des Pennsylvania Komites für öffentliche Sicherheit ins Leben gerufen worden. Apotheker im ganzen Staate sollen verpflichtet werden, die Führung in der Konservation von Droguen zu übernehmen.

Es werden Karten zur Unterschrift in Umlauf gesetzt werden, und Apotheker sind ersucht worden die Beihilfe ihrer Kunden bei der sorgfältigen Handhabung und Verwendung von Droguen zu erwirken.

Die Ladeninhaber können wichtige Dienste leisten, indem sie bei ihren Bestellungen darauf achten, daß keine zu große Vorräte eingelegt werden. Dies bezieht sich namentlich auf die verschiedenen Anti-Toxine und Serums. Diese sind, wenn sie zu lange aufbewahrt werden, dem Verderben unterworfen, werden auf diese Weise wertlos und führen zu großer Vergeudung von Produkten, deren die Regierung dringend bedarf.

Mediziner, Tierärzte und Zahnärzte werden ebenfalls ersucht bei der Bestellung von solchen Produkten für ihre Praxis sorgfältig zu Werke zu gehen. Falls nicht alle Klassen, von Fabrikanten bis zu Patienten, welche der verschiedenen Heilmittel bedürfen, ihr Aeußerstes aufbieten, um der Vergeudung Halt zu gebieten, mag es notwendig werden eine Droguen-Diktatur zu schaffen und den Handel mit medizinischen Materialien einzuschränken. Vergeudung ist außerdem ein Faktor in der Preistreibung der Droguen.

Brief verkehr mit Angehörigen in Deutschland.

Das Nachfolgende erschien in der Illinois Staatszeitung unter der Ueberschrift „Herzensbrücken."

Mit warmer Anerkennung werden die Deutschamerikaner die Verwirklichung eines Planes verfolgen, um den sich das Staatsdepartement bemüht und der die wahre Haltung der Bundesregierung sowohl gegenüber dem deutschen Volke wie gegenüber den amerikanischen Bürgern deutscher Abstammung beleuchtet. Von einigen Seiten wird nach wie vor an dem Versuch festgehalten, Amerikas öffentliche Meinung für einen Vernichtungsfeldzug gegen das gesamte Deutschtum zu erwärmen, wobei natürlich der politische Begriff Deutschlands in den Vordergrund geschoben, aber auch der deutsche Einschlag Amerikas als jeder Schonung unwert denunziert wird. An dem Verhalten der Bundesregierung wird jedoch klar, daß Hetzer dieser Art gänzlich isoliert stehen und sich ganz gewiß nicht als Interpreten der amerikanischen Politik aufspielen dürfen. Die Administration als Vollstrecker dieser Politik huldigt vielmehr wahrer Humanität, trägt unter Rücksichtnahme auf die tragische Rolle des Deutschamerikanertums der Stimme des Blutes Rechnung und sucht auch die Verheißung des Präsidenten wahr zu machen, daß Amerika dem deutschen Volke gegenüber keine Gefühle unversöhnlicher Feindschaft kennt.

Die in den letzten Wochen schon mehrfach erwähnten Bemühungen, durch Vermittlung des Internationalen Roten Kreuzes einen Briefwechsel zwischen Deutschamerikanern und ihren Angehörigen in der alten Heimat zu ermöglichen, nähern sich einem erfolgreichen Abschluß. Ueber Genf, vielleicht auch über Stockholm sollen Briefe an deutsche Adressen befördert werden, in denen die Absender über ihr persönliches Ergehen Aufschluß geben können. Die Geschäftsstellen des Roten Kreuzes in den beiden Städten werden derartige Mitteilungen an die Empfänger in Deutschland weiterleiten. Das Staatsdepartment in Washington hat nicht nur alle prinzipiellen Bedenken gegen die Absendung solcher Mitteilungen, die selbstverständlich rein persönlicher Natur sein müssen, fallen gelassen, sondern hat sich auch dafür eingesetzt, daß die Briefe die britische Zensur passieren dürfen.

Wir begrüßen dieses Vorgehen aus vollem Herzen, einmal deshalb, weil es von den vornehmsten amerikanischen Prinzipien getragen wird, zum anderen, weil es den Hauch schöner Menschlichkeit atmet und in einer Zeit, die ungezählte Blutbäche entfesselt und die Herzen wie Streichhölzer bricht, manche Träne zu trocknen geeignet ist. In Hunderttausenden deutschamerikanischer Familien herrscht die brennende Sehnsucht, in einigen wenigen Zeilen den Blutsbrüdern und Schwestern in der alten Heimat von dem persönlichen Ergehen Kenntnis zu geben und dieselbe Kenntnis zu erhalten. Die grausame Tragik der Zeitläufte wird durch die Ungewißheit verschärft, ohne daß dafür in den Interessen der Kriegführung und der Landesverteidigung eine Notwendigkeit besteht. Unendlich lange schon hat das Deutschamerikanertum unter dieser Verschärfung leiden müssen, denn der Briefverkehr mit Deutschland war ja infolge der englischen Zensur bereits viele Monate vor Amerikas Eingreifen in den Krieg fast völlig unterbunden. Es würde ein vollkommener Ausdruck der idealen Menschlichkeit sein, wo nder Amerika seine Kriegführung getragen wissen will, wenn unter seinem eigenen Kriegszustande die Heimsuchungen des Herzens und des Gemütes fortfallen würden, unter denen ein stattlicher Teil seiner Bevölkerung zu leiden hatte, als unser Land noch neutral war. Die Deutschamerikaner wollen nichts, was den Interessen Amerikas im Kriege abträglich sein könnte, und es wird dem Staatsdepartment ein Leichtes sein, Bürgschaften gegen einen Mißbrauch der geplanten Einrichtung zu finden. Aber die völlige Abwesenheit jedes politischen Einschlags in der geplanten Familienkorrespondenz schließt eine Gefährdung der amerikanischen Kriegsinteressen aus und läßt die den Deutschamerikanern zu erwirkende Vergünstigung als rein humanitäre Maßnahme bestehen, mit der die Bundesregierung vorbildlich auf die Kriegführenden einwirken und für die sie zu beiden Seiten des Ozeans Anerkennung ernten wird.

Ueberlaß Gott die Rache!

Es sind furchtbare Augenblicke im Weltgeschick, die wir gegenwärtig mit erleben und entsetzensvoll sind die Bilder, die im Westen und Osten an uns vorüberziehen. Läßt man alles auf sich einwirken, gedenkt man der unwürdigen, schmachvollen Machenschaften der Gegner, dann ist es oft kaum möglich, seine Seele vor unchristlichem Haß rein zu bewahren. Und dennoch muß es sein; wir müssen trotz aller Niedertracht, trotz Verrat und Heuchelei den Christensinn bewahren. Christensinn, der die persönliche Leidenschaft der Wut gegen die Feinde nicht verwechselt mit der gebotenen Abscheu vor der Sünde und alle den Schandtaten; Christensinn, der auf Gott vertraut und nicht durch Menschenhaß Gottes Hand von uns wendet, und Christensinn, der die Demut nicht vergißt, sondern sich beugt vor den Strafgerichten Gottes. Es steht uns nicht zu, zu richten; für uns gilt heute wie immer des Herrn Wort, daß sein die Rache sei. Aber was sollen wir tun, wie können wir uns zurechtfinden? Dürfen wir die Freveltaten der Völker gutheißen oder gar gemeinsame Sache mit ihnen machen? O nein! Was offen als Schuld vor aller Welt liegt, das dürfen wir auch mit Schuld bezeichnen und glühend verabscheuen. Amtlicher Abfall von Gott, amtliche Lüge zum Verderben des Volkes, heimtückische Judastat gegen ein Bundesvolk. Das ist und bleibt offene Sünde, furchtbare Strafe. Aber, indem wir sie verurteilen, hüten wir uns dem einzelnen gegenüber vor pharisäischer Selbstgerechtigkeit und vor frevlem Urteil über seine Seele. Der Krieg soll uns erneuern und heiligen, nicht zu Richtern und Henkern über und an anderer Mitmenschen Seelen heranbilden. Anstatt nur zu eifern, zu verdammen, zu verabscheuen und uns nur mit des Nächsten Schuld zu beschäftigen, klopfen wir erst reuig an unsre Brust, in ernstem Gedenken an die Schuld der eignen Seele und beten wir für uns und für jene, über die wir Gottes Zorn sich entladen sehen. Nichts beruhigt so sichtlich die aufgeregten Wogen der Seele als das Oel des treuen, demutsvollen Gebets.

— Friedensbote.

Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Sorgen der Nahrung. Luk. 21, 34.

Schreckliche Zahlen.

Ein Fünftel des gesammten Wohlstandes der kriegführenden Länder vernichtet. Friedensschluß vor Winter?

In amtlichen Kreisen in London ist man, wie die Zeitungen berichten, davon überzeugt, daß vor Einbruch des Winters von deutscher Seite ein sehr genau definirter Friedensvorschlag kommen wird, der sofortige Einstellung der Feindseligkeiten bedeutet auf der Grundlage des gegenwärtigen Besitzstandes. Zu wünschen wäre es!

Daß die kriegführenden Nationen des Krieges müde sind, und auch die neutralen Länder nichts sehnlicher herbeiwünschen als den Frieden, ist sicher. Der Völkerhaß nimmt ab, die Noth nimmt alle Tage zu, die furchtbaren Folgen des welterschütternden Krieges öffnen den Menschen mehr und mehr die Augen. Die Welt ist mit Menschenblut und Thränen getränkt worden und in hundert Jahren wird nicht das ersetzt werden können, was in diesen drei Kriegsjahren vernichtet wurde.

Nach einem Bericht, der unlängst veröffentlicht wurde, wurden in den ersten 18 Monaten des Krieges 128,000 Mann britischer Truppen getödtet, dazu muß man dann die Afrikaner rechnen, welche von den Briten in's Feld geführt wurden, und die Gesammtzahl wird 170,000 eher übersteigen als nicht. In den ersten 18 Monaten kam England aber noch glimpflich davon. In den zweiten 18 Monaten kostete es mehr Briten als in den ersten, und nach einer conservativen Schätzung verlor England in drei Jahren über 400,000 Mann. Die Franzosen erlitten schwerere Verluste; sie betragen, nach der Schätzung der Copenhagener Vereinigung 1,300,000 Mann. Dieselbe Vereinigung schätzt die Verluste der Russen auf 2,500,000 Mann, die Verluste der Deutschen auf 2,250,000, der Oesterreicher auf 1,750,000, der Türken auf 750,000, der Italiener auf 200,000 und der Bulgaren, Rumänen, Belgier, Serben und Portugiesen auf insgesammt 600,000 Mann. Dies ergibt eine Gesammtsumme von 9,750,000 Mann, die auf den Schlachtfeldern getödtet wurden. In den vom Kriege betroffenen Ländern gingen viele Frauen und Kinder zu Grunde, auch nahm die Zahl der Geburten erheblich ab, so daß nach conservativer Schätzung der Gesammtverlust an Menschen in den ersten drei Kriegsjahren auf die schreckliche Summe von 14,250,000 steigt.

Nun hat man aber auch die Verwundeten in Betracht zu ziehen, deren Gesammtzahl auf 23,500,000 geschätzt wird, und von diesen sind 12,000,000 für die Zeit ihres Lebens verkrüppelt und größtentheils nicht im Stande, ihr Leben selbst zu fristen. Letztere fallen den Ländern und Völkern zur Last. Vier Millionen Soldaten wurden gefangen genommen, dazu kommen noch 250,000 Civilisten, die internirt oder in Gefangenschaft sind, also 4,250,000 Mann, die ihren respectiven Ländern entrissen sind und nichts zum Fortbestand beitragen können, im Gegentheil fallen sie dem einen oder anderen Lande mehr oder weniger zur Last.

Männer, die vor Beginn des Krieges zur Mehrung des öffentlichen Wohlstandes beitrugen, sind nicht nur in großer Menge getödtet, verkrüppelt oder gefangen genommen worden, sondern sie stehen massenhaft unter Waffen und zehren nur am öffentlichen Wohlstand. Nach der neuesten Schätzung stehen in diesem Kriege (die Ver. Staaten nicht gerechnet) 49½ Millionen Männer unter Waffen. Ob die nachstehende Tabelle correct ist oder nicht, sei dahingestellt, jedenfalls führt sie uns aber die gewaltigen Heere vor Augen:

Großbritannien	7,000,000
Frankreich	6,000,000
Rußland	15,000,000
Belgien, Serbien, Portugal	750,000
Italien	2,500,000
Deutschland	9,000,000
Oesterreich-Ungarn	7,000,000
Bulgarien	500,000
Turkei	2,000,000

Welche Entbehrungen die zurückgebliebenen Frauen, Kinder und Greise infolge der Abwesenheit dieser 49,500,000 Männer und der Kriegskosten leiden müssen, das läßt sich eher denken als schildern. Krankheiten und Seuchen mögen mehr Menschen hingerafft haben als die kühnste Berechnung zuläßt, und das Bild, welches sich uns nach dem Kriege zeigt, mag traurig, tausendmal trauriger sein als wir befürchten. Und wenn der Krieg heute aufhörte und morgen wieder Frieden herrschte in allen Ländern, so würde er in seinen Folgen noch Jahre und Jahre weiter toben. Krankheiten werden die Menschen massenhaft hinraffen, und Generationen, die nach uns kommen, werden noch unter der Last des Krieges zu leiden haben, denn auch in moralischer Hinsicht fordert der Krieg ungezählte Opfer und vergiftet das Blut auf viele Jahrzehnte.

Was an Eigenthum und Werthen vernichtet wurde, ist unberechenbar. Der Verlust ist dreifacher Art: Erstens sind in betracht zu ziehen die ungeheuren Summen, welche direct für Kriegszwecke geopfert werden mußten; zweitens ist es die Erschöpfung und die Abnahme der Leistungsfähigkeit für viele Jahre, und drittens die Vernichtung an Eigenthum und Gut. Wir brauchen nur daran zu denken, wie der Boden auf den Schlachtfeldern aufgewühlt, Städte und Dörfer dem Boden gleichgemacht, Eisenbahnen und Brücken vernichtet und Kriegs- und Handelsschiffe mit werthvollen Ladungen versenkt wurden. Die Kriegskosten berechnet man in der Regel nach Pfund Sterling (kurz gerechnet ist ein Pfund Sterling so viel wie fünf amerikanische Dollars). Großbritannien hatte bis zum 31. März dieses Jahres rund 5,570 Millionen Pfund Sterling dem Kriegsmoloch geopfert. Man kann diese Summe leicht nennen, schwerer ist es aber, sich dieselbe vorzustellen, vielleicht wird es manchem klar, was sie bedeutet, wenn man sagt, sie bedeute ein Drittel des britischen Wohlstandes. Deutschland's Auslagen sollen zwischen 4,000 und 5,000 Millionen Pfund Sterling betragen, Oesterreich-Ungarn steht mit 2,500 Millionen da, Rußland mit 3,5000 Millionen, Italien mit 1,000 Millionen; die übrigen kriegführenden Länder haben zusammen nicht weniger als 1,000 Millionen für den Krieg geopfert, so daß die Gesammtsumme auf 21,500 Millionen Pfund Sterling oder $107,5000,000,000 steigt. Der Gesammtreichthum der kriegführenden Länder soll $500,000,000,000 betragen, so daß ein volles Fünftel von allem Wohlstand bereits vernichtet wurde; diese Summe stellt aber nicht den ganzen Verlust dar, sie bezieht sich nur auf die directen Kriegsauslagen. Was an Eigenthum, Eisenbahnen, Brücken, Bauten, Ackerland u. s. w. in den einzelnen Ländern vernichtet wurde, ist noch hinzuzurechnen.

Deutschlands Antwort an Papst Benedikt.

(Associated Press Telegram)

Amsterdam, 22 Sept. Die deutsche Antwort auf den Friedensvorschlag des Papstes hebt hervor, daß die von der Reichsregierung im engstem Einvernehmen mit den Vertretern des deutschen Volkes zur Diskussion und Beantwortung der aufgeworfenen Fragen ergriffenen Maßnahmen die Ernsthaftigkeit des Verlangens beweisen, eine praktische Basis für einen gerechten und dauernden Frieden zu finden.

Weiterhin erklärt die Note, daß Deutschland mit Sr. Heiligkeit vollkommen die friedensfördernde Wirkung einer schiedsgerichtlichen Schlichtung internationaler Meinungsstreitigkeiten würdige und daß Deutschland in dieser Hinsicht bereit sei, jeden Vorschlag zu unterstützen, der sich mit den Lebensinteressen des deutschen Reiches und Volkes vereinbaren lasse.

Mit besonderer Sympathie, fährt die Note fort, begrüßt die Kaiserliche Regierung die führende Idee, in der Sr. Heiligkeit der Ueberzeugung klaren Ausdruck verleiht, daß in Zukunft die materielle Macht der Waffen durch die moralische Macht des Rechtes ersetzt werden müsse.

Die Note im Wortlaut.

Nach der bisher vorliegenden Uebermittlung schließt die Note mit folgendem Wortlaut:

„Die Bedeutung der Erklärungen Sr. Heiligkeit anerkennend, hat die Kaiserliche Regierung nichts unterlassen, um darin enthaltenen Anregungen einer ernst-

lichen und gewissenhafte Prüfug zu unterziehen. Die besonderen Maßnahmen, die die Regierung in engstem Einvernehmen mit den Vertretern des deutschen Volkes für die Erörterung und Beantwortung der aufgeworfenen Fragen ergriffen hat, beweisen die Ernsthaftigkeit ihres Verlangens, in Uebereinstimmung mit den Wünschen Sr. Heiligkeit und der Friedensresolution des Reichtages vom 19. Juli die praktische Grundlagen für einen gerechten und dauerhaften Frieden zu finden.

Die Kaiserliche Regierung begrüßt mit besonderer Sympathie die leitende Idee des päpstlichen Appells, in der Sr. Heiligkeit der Ueberzeugung klaren Ausdruck gibt, daß in Zukunft die materielle Macht der Waffen durch moralische Macht des Rechtes ersetzt werden muß. Wir sind auch davon überzeugt, daß der kranke Körper der menschlichen Gesellschaft nur geheilt werden kann, indem die moralische Stärke des Rechtes gekräftigt wird.

Daraus würde, den Ansichten Sr. Heiligkeit entsprechend, die gleichzeitige Verminderung der bewaffneten Kräfte aller Staaten und die Einführung einer obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit für internationale Streitigkeiten folgen.

Wir teilen die Meinung Sr. Heiligkeit, daß in den endgiltigen Regeln und gewissen Sicherheiten für eine gleichzeitige und gegenseitige Beschränkung und Rüstungen zu Lande, zu Wasser und zur Luft, sowie in der wahren Freiheit und Gemeinschaftlichkeit der Weltmeere die Fragen verkörpern, in deren Behandlung der neue Geist, der in Zukunft in den internationalen Beziehungen vorherrschen soll, zuerst einen hoffnungsvollen Ausdruck finden muß.

Die Kaiserliche Regierung wird in dieser Hinsicht jeden Vorschlag unterstützen, der mit den Lebensinteressen des deutschen Reiches und Volkes vereinbar ist.

Infolge seiner geographischen Lage und wirtschaftlichen Bedürfnisse ist Deutschland auf einen friedlichen Austausch mit seinen Nachbarn wie mit entfernten Ländern angewiesen. Keine Nation hat daher mehr als das deutsche Volk Anlaß zu dem Wunsche, daß an Stelle des allgemeinen Hasses und gegenseitiger Bekämpfung ein Geist versöhnlicher Brüderlichkeit zwischen den Nationen vorherrschen sollte.

Wenn die Nationen sich von diesem Geiste leiten lassen, werden sie es als einen Vorteil erkennen, größeres Gewicht auf das zu legen, was sie in ihren Beziehungen vereinigt. Ebenso wird es ihnen gelingen, bisher unentschiedene vereinzelte Streitpunkte in einer Weise beizulegen, die jeder Nation befriedigende Existenzbedingungen schafft und dadurch eine Wiederholung der großen Weltkatastrophe unmöglich erscheinen läßt.

Nur auf diese Bedingungen kann ein dauernder Friede gegründet werden, der eine intellektuelle Wiederannährung und eine Rückkehr der menschlichen Gesellschaft zu wirtschaftlicher Prosperität fördern würde. Diese ernste und aufrichtige Ueberzeugung ermutigt unser Vertrauen, daß auch unsere Feinde in den von Sr. Heiligkeit unterbreiteten Vorschlägen eine brauchbare Grundlage für die Aufnahme von Friedensvorbereitungen unter Voraussetzungen erblicken, die vom Geiste besserer Einsicht diktiert werden und der Lage in Europa Rechnung tragen."

Das Dokument ist vom Reichskanzler Michaelis unterzeichnet und an Kardinal Gasparri, den päpstlichen Staatssekretär, gerichtet.

Ill. Stzg.

Frage.

„Wie kommt's doch, daß von allen Blumen, die auf Feld und Anger blüh'n, so wenig nur den Wohlgeruch, den süßen Duft uns weih'n, der dieses Veilchen hier so wert uns macht? Sie trinken alle doch denselben Tau, denselben Strahl der Sonne und des Mondes. Sie sprossen alle ja aus einem Schoße, und eine Mutter ist es, die sie nährt?" So sprach der Jüngling zu dem weisen Manne.

„Wie kommt's mein Sohn," erwidert der, „daß von den Menschen nicht ein jeder Wohlgeruch zum Himmel schickt durch edle, gute Tat? Hat die Natur doch keinen je versäumt. Es leuchtet jedem ja die Sonne mild, und milder noch der Mond. Für jeden schmückt die Erde sich mit goldener Frucht. Es wölbt für jeden sich der blaue Himmel, weht mit kräftigem Lebenshauch um seine Stirne. Es flimmert jedem doch der Stern des Rechts, und jedem schallt die Stimme des Gefühls." (Haman.)

Der Herr wird die Krone der Gerechtigkeit geben allen, die seine Erscheinung lieb haben. 2. Tim. 4, 8.

Plan für Weltfrieden.

Paris, 21. September. Kardinal Gasparri, der päpstliche Sekretär, brachte heute abend einen Vertreter der Ass. Presse gegenüber die Ansichten des Vatikans zum Ausdruck über den Plan, auf dem Wege der Unterdrückung der Wehrpflicht und eines gemeinsamen Handelsboycotts gegen die Nationen, die Abrüstung verweigern, Weltfrieden herbeizuführen.

Gasparri führte aus, daß unter allen Friedensplänen der folgende der entschieden praktischste sei.

„Eine Verständigung unter den zivilisierten Nationen, die neutralen eingeschlossen, herbeizuführen dahingehend, daß die allgemeine Wehrpflicht abgeschafft wird; ferner daß ein internationales Schiedsgericht ins Leben gerufen wird, um Völkerstreitigkeiten zu schlichten, und daß ein allgemeiner Handelsboycott gegen solche Nationen gerichtet wird, die sich weigern, die Dienstpflicht abzuschaffen oder versuchen, solche wieder einzuführen, und die sich der Entscheidung des internationalen Schiedesgerichts nicht fügen wollen."

Gasparri wies des weiteren darauf hin, daß die allgemeine Dienstpflicht der Keim für Krieg sei. Napoleon sei der Urheber der Dienstpflicht gewesen.

Mit der Abschaffung der Dienstpflicht würde ohne weiteres auch die riesigen Munitionsanlagen verschwinden und die ungeheure Summe, die Kriege und stehende Heere verschlingen, könnten für Werke des Friedens Verwendung finden.

Bondgesetz passirt.

Der Bundessenat passirte am Samstag letzter Woche die $11,538,000,000 Bond-Vorlage. Es wurde gleich in Aussicht gestellt, daß das Abgeordnetenhaus die Vorlage ohne Zeitverlust passiren werde und sie nach wenigen Tagen schon vom Präsidenten unterzeichnet werden könne. Es ist dies die größte Anleihe (gegen Bonds) die jemals in einem einzelnen Falle von irgend einer Nation bewilligt wurde. Die Debatte wurde in einem Tage in beiden Häusern erledigt, und in keinem Hause wurde eine Stimme dagegen verzeichnet.

Die Vorlage bewilligt die Verausgabung von Bonds in der Höhe von vier Billionen Dollars, deren Erlös den Alliirten geliehen werden soll. Weitere drei Billionen Dollars werden bewilligt um früher gemachte Anleihen für einheimische und ausländische Zwecke zu decken. Die Ausstellung von zwei Billionen Dollars Schatzamtscertificaten, sowie die Ausstellung von zwei Billionen Dollars Kriegssparcertificaten, eine Neuerung im amerikanischen Finanzwesen wurde bewilligt. $538,945,460 Bonds zur Abzahlung Ferner sieht die Vorlage die Ausgabe von ausstehenden Bundesschulden vor.

Erzählung.

Lux Crucis.

(Fortsetzung.)

Wie Fabian jetzt sah, gehörte der Germane zu der Palastwache; er war kein Offizier, war aber, wie das ganze Korps der kaiserlichen Leibwache, bekannt durch seinen Mut und seine unerschütterliche Treue.

„Was gibt's denn, Markus?" fragte Fabian leise und schlug den Mantel von seinem Gesicht zurück. „Was für Gefangene sind das?"

„Einige Bösewichte, die heute von Spionen aufgefunden worden sind und die zu holen ich beauftragt worden bin. Sogenannte Christen sind es, und ich bringe sie in die Kerker des Amphitheaters. Diese Leute, die uns nachlaufen, sind ihre Freunde."

Der Tribun sah zwischen den Fackeln durch. Ein paar schreckensbleiche Männer stützten einige verhüllte Frauen, die, dem Umsinken nahe, unter ihren Tüchern herzbrechend schluchzten; zwei Kinder klammerten sich an den Rock ihrer Mutter und versteckten sich angstvoll vor den klirrenden Waffen der Soldaten. Die kleinen Gesichtchen waren vom Weinen ganz verschwollen, aber die Kinder ließen keinen Ton mehr hören; das Entsetzen hatte ihre Zungen gelähmt.

„Wir müssen auch noch zwei Flüchtlinge in der Stadt aufspüren, erlauchter Tribun," fuhr Markus fort. „Die Wache hat den Befehl, von Haus zu Haus zu gehen, kein einziges zu überspringen und überall nach einem ehemaligen Gladiator und einem Barbaren zu suchen. Der Gladiator ist in Rom allgemein bekannt, aber der Barbar ist ein Fremder. Der Beschreibung nach habe ich den Mann gesehen und mit ihm gesprochen, und deshalb soll ich ihn suchen. Heute bin ich bis zum Tempel des Agrippa gekommen, habe aber nichts von den beiden erfahren können. Wahrscheinlich sind sie längst zur Stadt hinaus, und man müßte längs der Küste nach ihnen suchen."

Wieder fiel Fabians Blick auf die Volksmenge, die das plötzlich über sie hereingebrochene Unheil ganz gebeugt und niedergeschmettert hatte. Christen! Warum hielt man sie für Verbrecher und worin bestand ihre Schuld? Genau genommen war auch seine Myrrha unter die Christen zu rechnen, und er selbst war einem überzeugten Glauben schon ganz nahe. Plötzlich war ihm die Kehle wie zugeschnürt.

„Daß derartige Flüchtlinge die Stadt verlassen, ist sehr wahrscheinlich," erwiderte Fabian dem Germanen. „Sie wären ja verrückt, an einem so gefährlichen Ort zu bleiben, da doch die Welt so groß ist. Im Süden gibt es auch nicht so viele Augen wie in Rom. Durchsuche du die Umgebung der Stadt, Markus, und ich selbst werde den Wachen den Befehl geben, die Küste abzusuchen."

Mit einer Handbewegung gab der Tribun den Soldaten das Zeichen zum Weitermarschieren.

Markus senkte den Speer und marschierte mit seinen Leuten in die enge Gasse hinein; die etwas stiller gewordene Menge drängte sich noch immer hinter den Soldaten her, während Fabian über den Marktplatz schritt und sich dann nach links, der Werkstatt des Paulus zuwandte. Die soeben erhaltenen Nachrichten beunruhigten ihn sehr. Wohl hatte er ein rasches Einschreiten des Tigellinus gegen Volgus und Ethelred erwartet; aber nun kam es doch über Erwarten schnell und viel nachdrücklicher, als er gedacht hatte. Der Riese war jederzeit eine auffallende Erscheinung und auch in der Nacht nicht sicher, wenn er durch die Straßen ging; selbst wenn er dann nicht sofort verhaftet wurde, konnte man ihm doch bis in sein Versteck nachfolgen und ihn am nächsten Tage aufgreifen. Daher beschloß Fabian, Volgus zu ermahnen, unbedingt im Hause zu bleiben oder Zuflucht unter einem Dach zu suchen, das nicht zugleich auch Myrrha beschützte. Am Fluß gab es ja der Schlupfwinkel genug. In der Nähe der Subura und der von seinen früheren Kameraden vielbesuchten Plätze kannte man den alten Fechter sehr genau, und wahrscheinlich würden die Liktoren hier zuerst nach ihm suchen, während man sich nach Myrrha anderswo umsah. Auf dem Lande jenseits des vatikanischen Hügels wohnten Verwandte des Lucius, und in jener Gegend würden die Spione des Tigellinus auch Myrrha höchst wahrscheinlich vermuten.

Mit diesem Gedanken beschäftigt, erreichte der junge Patrizier sein Ziel. Die Straße war dunkel und nur durch den trüben Schein einer Fackel erleuchtet, die weit drinnen in der Straße unter einem Torbogen angebracht war. Zwischen zwei Häusern öffnete sich ein Durchgang, kaum breit genug für eine einzelne Person; durch den ging jetzt Fabian, sich mit den Händen weitertastend, bis er das Tor fand, das in den inneren Hof von Zekiahs Hause führte. Er schob den Riegel zurück, trat ein, tastete sich zu der Treppe hin und stieg zur Veranda des zweiten Stockwerks empor. Aus Myrrhas Zimmer fiel ein Lichtschimmer, und der Nahende hörte fröhliche Stimmen. Er erkannte das Lachen Valentinas, in das sich die tieferen Töne von Ethelreds Stimme mischten. Dann sprach auch Myrrha — und eine schwere Last fiel von Fabians Herzen. Trotz der düsteren Umgebung, dem Dunkel und der Abgeschiedenheit, trotz der bitteren Notwendigkeit, die das junge Mädchen in geheimer Gefangenschaft hielt, trotz der gefahrvollen Zukunft wurde doch die Sorge von der alles überwiegenden Liebe gebannt. Einen Augenblick stand Fabian in der Nacht draußen still. Nun mußte in kurzem Paulus aus einer Versammlung heimkehren, deren Teilnehmer alle von dem traurigen Geschick bedroht waren! Aber er und sie alle konnten der Gefahr trotzen und des Todes spotten, konnten in jeder Trübsal lachen wie die jungen Leute dort drinnen, begeistert von einem Glauben, der, wie die Liebe, weder eine düstere Umgebung, noch Abgeschiedenheit, noch Dunkel kennt.

Wenn auch Neros Hang zum Dichten denen, die dem Kaiser damit zu schmeicheln verstanden, beim Emporkommen sehr förderlich war, wurde diese Neigung doch zeitweise eine Quelle der Verlegenheiten für sie. Selbst Tigellinus machte diese Erfahrung. Von allen den vielen Schmeichlern war er der erfolreichste, ob-

gleich Petronius, Arbiter, Vestinus und der schlaue Malito nicht weit hinter ihm zurückblieben; aber jedenfalls war der Präfekt der geschickteste Lobredner; da er selbst an das kriecherische Lob der unter ihm Stehenden gewöhnt war, wußte er aus eigener Erfahrung, wie man am besten schmeichelt. Aus Eifersucht erklärte Lucanus den Günstling verächtlich für ungebildet, und, weil er Wagenlenker gewesen war, behauptete der Dichter, er habe keinen Geist; Petronius haßte ihn wegen seiner brutalen Offenherzigkeit, hielt ihn für liederlich, was er auch war, und für unwissend, was aber durchaus nicht stimmte. Tigellinus war sogar ein Schöngeist, ein Verehrer von Musik und Poesie, und vor allem ein Verehrer der Frauen. Er war es gewesen, der entdeckt hatte, über welch verführerische Macht Poppäa verfügte, und er hatte Otho auf die Vorteile einer gewissen lasterhaften Willfährigkeit aufmerksam gemacht. Geschickt hatte er dem Kaiser gegenüber die Art der Reize Poppäas gerühmt und dadurch aus seiner Einsicht in die Hauptschwäche Neros den Nutzen gezogen. Petronius war zynisch, Lucanus zitierte gerne die Moralreden seines gelehrten Oheims, Vestinus dichtete einen Hymnus auf die Untertanentreue und besang die Reize der jungen Griechin Akte, die bei Nero in großer Gunst stand — alle waren eifersüchtig aufeinander, aber der Sizilianer war doch stets der schlaueste. Seine Neigung für die öffentlichen Spiele, seine Gewandheit im Anordnen von Festlichkeiten und Vergnügungen, und die von ihm geübte Gönnerschaft Schauspielern und Fechtern gegenüber, befestigten seine Stellung. Jedoch nur die Eitelkeit, nicht immer auch der Wille Neros ließ sich durch Lobhudeleien einnehmen. Eine plötzliche Laune des Kaisers warf gar manchmal die schönsten Pläne seiner Umgebung über den Haufen. Einmal ordnete er gerade am Vorabend eines großen Festes Hoftrauer für mehrere Tage an, weil er ein lyrisches Gedicht zum Andenken an sein hingeschiedenes Kind verfassen wollte. Nach wochenlangen Vorbereitungen, angesichts einer großen Zuschauermenge durften einmal die Rennen nicht stattfinden, weil sein Pferd vor der Kaisertribüne gestolpert war und er behauptete, das sei ein schlechtes Vorzeichen. Den Tempel der Vesta ließ er in Brand stecken, um dadurch zu einer Ode über die Keuschheit begeistert zu werden. Jetzt hatte er plötzlich beschlossen, Rom zu verlassen, und das gerade zu einer Zeit, wo sein Günstling ganz besonders sein Bleiben wünschte.

(Fortsetzung folgt.)

Papst plant neue Friedensnote.

Rom, 22. Sept. Im Vatikan sieht man mit Spannung der Antworte der Ententemächte auf den Friedensvorschlag des Papstes entgegen. Nach Empfang wird der Papst eine neue Friedensnote an alle Kriegführenden richten.

Der heilige Vater wird darauf hinweisen, daß die Fragen, in die alle einwilligen werden, das Fundament für eine neue Aera anbahnen.

Weitere Probleme, so wird er ausführen, können ohne Frage geregelt werden, wenn der gute Wille da ist. Freundliche Auseinandersetzungen führen leichter zum Ziel, als Waffengewalt.